5 fünfte hilfe

: Die große europäische Sozialrevue

Sommer 1998 - DM 7 - öS 50 - SF 7 - € 4

Mahlzeit!

Wann Hilfe weh tun kann

Weshalb Schüler auch ohne Schule auskommen

Wie sich Arbeitslose von der Arbeit lösen können

Warum Bilder doch nicht lügen

Kunstverein München Galeriestraße 4 80539 München

Tel. 089.221152 Fax 089.229352

Öffnungszeiten Dienstag – Sonntag 11–18 Uhr

27. 6. - 16. 8. 1998 | **Lili Dujourie**

»Frühe Werke 1969 - 83«

28. 8. - 11. 10. 1998 | **William Kentridge**

In Zusammenarbeit mit dem Ausstellungsverein des Palais des Beaux-Arts, Brüssel

17. 10. - 22. 11. 1998 | **Jimmie Durham**

Between the Furniture and the Building

Such die hilfe!

1 2 3

Hast Du die hilfe gefunden? Dann kannst Du sie auch abonnieren!!!

Wenn Du jetzt das da unten ausfüllst, bekommt Du zur Belohnung ein echtes hilfe-Geschenk, unscheinbar aber praktisch:

Das Kapital, virenfrei auf Disketten: Alle 3 Bände *(Marx-Engelswerke 23 bis 25 mit insgesamt 2561 Seiten) in text-only-Version, wahlweise DOS oder Macintosh.*

Dazu noch ein paar situationistische Texte: *Die Gesellschaft des Spektakels* (1967), *Rapport über die Konstruktion von Situationen* (1957), *Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie* (1955), *Über das Elend im Studentenmilieu* (1966) **sowie - das Schönste:** - fast alle Texte aus der *zweiten* bis *vierten hilfe.*

Abocoupon

bitte mit briefmarke bekleben

Ich bestelle:

Name

Straße

PLZ

☐ vier Ausgaben Hilfe. ab Nr.:___

☐ Inland: DM 30.- (incl.Porto)

☐ international DM 35.- (incl.Porto)

(jeweils Vorauskasse)

Abogeschenk: Die Kapital-Disketten will ich

☐ a) im DOS-Format ☐ b) im MAC-Format

Ich zahle:

☐ per Überweisung auf das Vereinskonto „Das ist die moderne Welt", Stadtsparkasse München, BLZ: 701 500 00 Kto. Nr.: 904 237 658

☐ per Briefmarken an die Redaktionsadresse

☐ per Cash an die Redaktionsadresse

Ort, Datum Unterschrift

An
hilfe
Daiserstr. 34
D-81371 München

Mahlzeit!

Alles beginnt mit dem 1. Mai in London. Im Finsbury Park betrinken und bedingsen wir uns zwischen Asian Dub und Glaubwürdigkeitsbekenntnissen für Labour. Weiter geht's ins East End, die Docklands, noch ein Pint und viele Geschichten. Wer oder was sind eigentlich Bullies? Niedliche Bullen, schwarze Sheriffs? Nein, Bullies, das sind die, die ständig stänkern, rumschreien und sich prügeln. Die gibt es auch in München, der Stadt, wo sich sowieso die meisten Leute mit der öffentlichen Ordnung ineinssetzen, was sie zu Bullies der besonderen Art macht. Sie tun so, als ob der Gehweg, die Straße, die Trambahn wirklich ihnen gehörte. „40 Bullen stürmen Party in München und tragen die Plattenspieler weg" (AZ, 2. 6. 98). Bullies everywhere. Und natürlich die CSU. Die Gauweiler Connection, vor kurzem noch etwas gedämpft durch das Angebot, in der NPD eine führende Position zu übernehmen, hat sich wieder auf ganzer Linie durchgesetzt: „Wer für mehr Zuwanderung ist, darf uns nicht wählen."

Doch die CSU wird stürzen, weil die Biergärten schließen müssen. Durch „die überstürzte Abschiebung bosnischer Bürgerkriegsflüchtlinge und den Anwerbestop in Osteuropa" (AZ, 4.6.98) gibt es kein Personal mehr, um zu bedienen und aufzuräumen. An den Zapfhähnen wird die Lage aussichtslos. Wie sollen wir jetzt an unsere Maß kommen? „Den Wirten geht es wie den Spargelbauern. Auch wenn die (deutschen) Arbeitslosen kommen, die können gar net so schnell eingearbeitet werden." (ebd.) Und nach dem Wahlkampf ist der Sommer vorbei.
Auch hier droht wieder Hilfe von der falschen Seite. Im Münchner Flüchtlingsamt zeigt man Fotos aus dem kriegszerstörten Sarajewo und sammelt Matratzen für die „Heimkehr nach Bosnien".
Der Gastgeber will ins Bett, die Gäste müssen raus.
„Es gibt Leute, die arbeiten seit zehn Jahren im Flücht-

lingsbereich, ohne je mit Flüchtlingen zu tun gehabt zu haben", sagt Joseph Mbongo-mingi von der Münchner Karawanen-Gruppe. Das ist das bekannte Helfer-Syndrom: Ich helfe dir, aber bleib, wo du bist und vor allem mir vom Hals. In dieser Hinsicht ist die „Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen" ein Lichtblick, weil von den Leuten, die's betrifft, selbst in die Hand genommen. Sie führt ab August von Bremen aus durch die Republik und macht auch einen Abstecher nach Strasbourg, um dort mit den französischen Sans-Papiers (Ohne Papiere) zusammenzutreffen.

Im Gespräch mit Madjiguène Cissé (Sans-Papiers) und Lara Winter (AC!) geht es um die Zusammenarbeit von MigrantInnen und Arbeitslosen. Die ist in Frankreich nicht immer einfach, in Deutschland bisher jedoch kaum vorstellbar. Hier weiß jeder immer schon, wer die Arbeitsplätze klaut. Die Parteien geben dem völkischem Mob recht, und wundern sich dann, wenn der NPD oder DVU wählt. Jedoch, von Frankreich lernen, heißt..., na ja, warten wir's mal ab.

Daß sich diese Nummer vor allem aus Interviews zusammensetzt, hat zunächst einen praktischen Grund: Die Menschen reden schneller als sie schreiben. Für ausführliche Texte mit Einleitung, Hauptteil und Schluß hat ja heutzutage niemand mehr Zeit. Aber das Ergebnis gefällt uns ausnehmend gut: Wir haben Sachen erzählt bekommen, von denen wir nichts wußten, und anstatt Fußnoten zu vergleichen, haben wir nette Leute getroffen. **Jetzt kann der Sommer kommen.**

Selbstverständlich gibt es auch zur fünften Nummer einen hilfe-Salon:

Wir nehmen uns das Schicksal der SchülerInnen zu Herzen, die im Juli noch Notenarbeit leisten müssen und zeigen am Isarstrand zwei formidable Aufstandsfilme:

„Zero de conduite" von Jean Vigo (F, 1933) und „if..." von Lindsay Anderson (GB, 1968). Hier wird sofort klar, daß es bei einem richtigen Schülerstreik vor allem darauf ankommt, das Dach der Schule zu besetzen. Alles weitere ergibt sich ganz von selbst.

Editorial

Inhalt

hilfe-salon

Montag, 6. Juli 1998,

Ab 20.00 Uhr auf dem Kiesstrand direkt neben dem Deutschen Museum (Ostseite, von der Zeppelinstraße aus zu erreichen)

Mit open-air-Fernsehen auf dem großen hilfe-Fernseher, flußgekühlten Getränken und begabten DJanes und DJs.

Zur Erbauung nicht nur von Schülerinnen und Schülern werden folgende Filme zur Aufführung gebracht:

Zero de conduite" von Jean Vigo (F, 1933) und „if..." von Lindsay Anderson (GB, 1968).

Bei schlechtem Wettter fällt alles aus und wird auch nicht wiederholt.

Leben in der Post-Dianazeit. Das Leben in England verspricht weiblich zu sein. Postfeminismus geht mit Postdianaismus einher wie das Pfund mit dem Penny. England gibt sich schon seit geraumer Zeit heiter. Am 1. Mai will man von dieser Sorglosigkeit sein Schnittchen abhaben.

Bulldoggen und Maiwonnen

Auf unvermeidbaren Umwegen fahren wir vom Norden der Stadt in den Nordosten, zum Finsbury Park. An diesem Tag ist nicht nur Maifeier, an diesem Tag spielt Arsenal, prominenter Londoner Fussballverein und Lokalmatador des Nordostens, um eine Meisterschaft. Als wir aus der U-Bahn kommen, hängt schon allerlei Mannsvolk lustig auf den Strassen, grölen Kerle siegesgewisse Trinklieder, fliesst Lager und schweres Bitter in heisere Kehlen.

Im Finsbury Park sind anderweitig ausgelassene Gesichter. Schon am Eingang drücken Austräger Flugblätter und Unterschriftenlisten in die Hände der Vorbeikommenden. „Hier unterschreib' mal". „Was'n das?" Was gegen die miserablen Zustände beim National Health Service. Weiter geht's ins nächstliegende Zelt, um sich ein Bier zu holen. Mit dem Becher in der Hand lustwandelt der Mensch weiter von Erlebnisstätte zu Erlebnisstätte. Hier die Infotische der Splittergruppen, dort die Infotische der regierenden Parteien und der Gewerkschaften, die das Fest finanzieren. Es gibt noch mehr zu unterschreiben. Für oder gegen New Labour, Welfare to Work, Lenin, Stalin, Israel, Trotzkij, die EU. Zumeist fühlt man sich ein wenig zu dienstlich und entfernt sich rasch wieder. „Heute feiern wir unseren Tag der Arbeit, wir, die Arbeiter von London", schreit eine Labour Party-Frau im schwarzen Lederanzug auf der Hauptbühne. „Und hier nun eine unserer Hauptattraktionen, Asian Underground at its best". Man geht weiter, tanzt im kalten Wind schlotternd auf anderen Wiesen, trinkt Bier, isst Bratwurst, raucht einen Joint oder zwei, wagt ein Pillchen oder zwei. Warum nicht selig sein im Wonnemonat Mai? Polizisten gibt es allerdings auch. Links und rechts laufen viktorianische Pickelhauben, die in ihrer Mitte einen erschlafften Menschen tragen. Wer zu weit geht, die ganz Betrunkenen, Bedröhnten oder Zerbrochenen werden genicked, weggetragen, fortgeschafft. Auf der Wiese hämmert der Asian Dub in kreisenden Bassläufen. Applaus. Die Labour-Frau im schwarzen Leder kommt zurück auf die Bühne. „Hiermit möchten wir Euch noch sagen, dass seitdem Labour gewählt ist, in diesem Distrikt 2 Millionen Pfund mehr für Bildung und Communityarbeit investiert worden sind. Geht wählen am Donnerstag, gebt den Tories keine Chance, die Tories sind Ausbeuter und Blutsauger, wir Arbeiter haben genug von den Blutsaugern". Einer neben mir mault; gleich darauf, als die Fussballergebnisse verkündet werden, jubelt er: „Arsenal: 3:0". Einige singen „In the Navy" von Village People. Eine der vielen inoffiziellen Vereinshymnen Arsenals. Am Abend haben sich die Fans aus dem naheliegenden Stadion mit ihren wartenden Kumpels in den Pubs zusammengefunden. Man weht die Fahnen, entleert die Pints, umarmt einander. Autofahrer hupen eingeklemmt zwischen den Umhertaumelnden. Einige reiern, irgendjemand pisst auf die Strasse. Die Polizei schreitet ein, Fussballfans und Polizei stemmen sich gegeneinander, das Partyvolk vom Park schubst auf seinem Pfad zur U-Bahn hektisch dazwischen, nichts geht mehr vorwärts, nichts geht mehr zurück. Für ein paar Momente stehen Hunderte bebend still. Hie und da hört man die Jalousien eines eilig schliessenden Ladens scheppern. Schliesslich kommen die Berittenen, gefürchtete Gefechtsveteranen, hauen um sich und drängen die Leute an die Häusermauern. Man flüchtet wohin es sich flüchten lässt. Zurück in den Park, über den Hügel, nur weg, rüber zur anderen Seite. Heissa, Wonnemonat. Tony ist seit einem Jahr an der Macht. Heissa. Was waren wir froh. Niemand hat im letzten Mai auf uns eingehauen. Fuck off, morgen ist frei, jetzt besaufen wir uns aber richtig!

Über den Krawall haben wir in den Montagszeitungen eine kleine Notiz gelesen. Ein paar Verwundete, ein paar Verhaftungen. Ansonsten ist Arsenal alsbald Meister und East-London weiterhin ein verwunschenes Sagenland. Wir fahren mit dem Auto an die Themse, zu den Docklands, nach Greenwich, wo man den Millenium Dom baut, der im jetzigen Stadium - irreführend verheissungsvoll - wie das Gerippe eines Bierzelts aussieht. Einst waren insbesondere die Docklands und der Südosten der Stadt die Hauptbastionen einer organisierten Arbeiterschaft Englands. Im Rahmen der Kämpfe Thatchers gegen die Gewerkschaft wurden auch diese Docks geschlossen, die Ländereien an der Themse privatisiert und den neu entstehenden Bankenzentren angegliedert. Die überall gleich aussehenden 80er Jahre-Wohnhäuser für Neureiche entstanden. Suburban verödete, kamerakontrollierte Häuserzeilen, aufgewertet

Canary Wharf

durch den Blick aufs brackige Wasser der Themse. Man muss weiter hinaus, weit in den Osten fahrenm, um direkt ans Wasser zu kommen. Vorbei an alten Siedlungen, die umzingelt von Stadtautobahnen und Stadtflughäfen, wie vergessene, geschwärzte Inseln im Transitverkehr der internationalen Finanzmärkte treiben. Schliesslich gelangen wir an eine Fähre, setzen über, sehen auf der einen Seite das weite Wasser, das dem Meer entgegenfliesst, auf der anderen Seite die chaotische Skyline Londons. Wo es soviel Chaos gibt - möchten wir in diesem Moment gerne meinen - reichen 100 Thatchers und Blairs nicht aus um die Menschen in ihrem britannischen Sinne zu disziplinieren. Langsam mahlen die Mühlen der Zeit. Wir kehren ein. Trinken ein sämiges London Pride auf der Terrasse eines ungemütlichen Pubs. Canary Wharf ragt neben uns auf, steht stramm an den betonierten Ufern des Flusses. Wer in Canary Wharf und anderen Zentren arbeitet, reist mit eigens gebauten Untergrundlinien an: Docklands, Waterloo & City, Jubilee Line Extension, Thameslink. Mehr flüchtig Bekannte als man vermutet, sind hier schon zum Dienst angetreten.
„Scheusslich ist's", meinen die, die ich dazu befragen kann. Von einem höre ich, dass ihn die 80er reich gemacht haben. Er hat sein Geld in ehemalige Lagerhäuser im Osten investiert, diese umgebaut und dann an die zuziehenden Künstler und Geschmackvollen, an die Yuppies gewinnbringend vermietet. Das übrige kann man sich an zwei Händen zusammenreimen. Gute Drogen, viele Frauen, Scheidung, Reha-Klinik, Büssertum.
Jemand meint: „Wohin du hier im Osten auch gehst, überall sieht du dieses Stahlgeschwür von Turm." Sagt's, stiert aufs Wasser und trinkt das Bier.
Hinter alle Geschichten des Ostens setzt Canary Wharf sein Ausrufezeichen. Einäugig, aber allgegenwärtig, kann niemand hier im Osten sein Leuchten übersehen.

Die Bulldogge, der Bully : Jemand der andere kommandiert, schikaniert oder zusammenschlägt. Kann eine Frau sein, ein Mann, ein Kind. Den Bully trifft man überall. In der Schule, im Bus, in der U-Bahn, auf den Ämtern, an der Arbeitsstelle. Überall wird geschrien, zusammengestaucht und zusammengeschissen. Seit ungefähr einem Jahr wird in den Medien mehr denn je über das Phänomen des Schulbullies sinniert. Erst vor einigen Jahren wurde in den Schulen das Prügeln verboten. Trotzdem häufen sich weiterhin die Schülerselbstmorde. Auch nach der Schulzeit ist man bemüht, der Dauerpräsenz der Bullies zu entkommen. Die Existenz der Bullies steckt im hierarchischen Detail des Alltags.

An einem Donnerstag Anfang Mai ist Kommunalwahltag und ein Referendum findet statt, das darüber entscheidet, ob London wieder einen Bürgermeister haben wird. Labour-Mann Ken Livingstone, der ehemalige Leiter des „Greater London Council" das unter Thatcher - von wem sonst - abgeschafft wurde, gilt als der beliebteste Kandidat der Londoner. Die Parteizentrale arbeitet kräftig dagegen. Zu altlinks! Zur Zeit ist Ken Livingston MP meines Stadtcouncils Brent. Zufälligerweise stolpere ich in eine Bezirksversammlung der Labour Party, bei der auch der amtierende Gesundheitsminister Frank Dobson anwesend ist. Gewinnend lächelnd, breitflächig, umarmt der Minister in seiner Rede fortwährend den Saal. Vollmundig erzählt er von den Erfolgen seiner Abteilung, augenzwinkernd von wilden Jahren, die alle im Saal noch gut in Erinnerung zu haben scheinen. Trotz des bescheidenen Gelächters scheint das Sendungsbewusstsein des Ministers so unermüdlich wie das der Partei. Zum Abschied schüttelt er allen die Hand. Man schweigt einander an und schleicht, in unterschiedliche Richtungen verschwindend, muffelig heim. Im Fernsehen zeigen die TV-Kampagnen der Partei glückliche junge Menschen, die dank New Deal jugendlich-dynamisch ihre Traumjobs verrichten. Alleinstehende Mütter könnten - dank Welfare to Work - neue Befriedigung erfahren. Europa guckt neidisch. Um welche Sorte Arbeit es dabei geht, darüber reden auch in England nur wenige. Wer arm ist, für den wird schlecht gesorgt. Die Sache mit der wirtschaftlichen und moralischen Ausgrenzung Benachteiligter kommt manchen sehr englisch, sehr protestantisch vor. Ansonsten schmeisst sich England als Vorreiter in Sachen Kultur, Medien - Pop! in diverse Posen. Der Mindeststundenlohn gilt auch in diesen Branchen nicht. Reiche Kids kommen vom Kontinent und arbeiten in „der Szene" für nichts. Nicht nur in Europa guckt man neidisch, auch der gewöhnliche Mensch vor Ort denkt sich darüber seinen Teil. Innenpolitisch strafft die Regierung weiterhin die Zügel. Die Zinsen steigen. Der im Kampf gegen die IRA eingeführte Criminal Justice Act bleibt trotz Waffenstillstand und hoffnungsträchtigen Verhandlungen weiterhin bestehen. Die Kameras in der Innenstadt bleiben installiert, die Polizei hat weiterhin das Recht zu spontanen Durchsuchungsmassnahmen. Im Rahmen eines verschärften Anti-Drogenprogramms sind vor allem schwarze Mitbürger das Ziel von Übergriffen. Der Staat setzt seine Statements und fühlt sich wohl damit. Cool Britannia heißt im Kleinen, dass man dabei ist, ein wenig Profit aus Popmusik und Attitüden zu machen. Das Geld reicht trotzdem hinten und vorne nicht aus. Viele erschöpfen sich in zwei, drei und mehr Jobs. Manche sparen bis in ihre 30er auf ein Studium hin. Man zwängt sich im Leben innerhalb der britischen Parteien und den diversen Traditionen mal leichter, mal erschwert durch, lacht viel und teilt sein Gras mit den Freunden. Die Regierung betont Werte. Der Mensch weiterhin sein Leben.
Ein paar Freunde leben in Nottinghill. Wir sitzen zusam-

men um einen kleinen Grill und essen ein Huhn, dazu leeren wir einige Flaschen warmen Weins und rauchen ein paar Tüten. Meine Freundin zeigt mir ihre Perücke, die sie immer dann aufsetzt wenn sie sich in die Welt des Berufs und der Verwaltung begeben muss. Sie sieht seltsam gebügelt aus mit dieser dunklen Glatthaar-Perücke, die von erstaunlich vielen schwarzen Frauen getragen wird. Just an diesem Tag hat sie sie tragen müssen, als sie vor einem Gericht gegen drei Polizisten aussagte, die vor dem Haus einen Nachbarn verprügelt hatten. „Diese Scheiss-Perücke“, sagt sie, das Teil wie einen Wedel schwenkend, „hat mir im Leben schon manches ein bisschen leichter gemacht. Pervers oder?“ Später finden wir einmal mehr heraus, dass es sich lohnt viel Geld zu verdienen, und tun und lassen zu können was man will. „Sich von niemandem schikanieren lassen!“, „Geld haben!“, „Exotische Inseln bereisen!“, „Drogen soviel man will!“, „Keine Perücke mehr tragen müssen!“. Darauf trinken wir ein paar Biere und tanzen gut im Club an der Ecke. Zeit zu träumen. Am nächsten Tag fahren die Freunde nach Birmingham für eine Gegenaktion von Reclaim the Streets zum G8 Treffen. Ich fahre heim in die Suburbia.

Wildwachsendes Gras und Butterblumen im Garten. Der Nachbar mäht seinen verrunzelten englischen Rasen. Stetig brummen die Motoren auf der naheliegenden Autobahn. Nur im Sommer kann man es in dieser lausigen Suburbia aushalten. Freunde rufen an und berichten aus Birmingham. Es war ein guter Spass, wenn auch zuweilen ein wenig brenzlig. In den Nachrichten grinst Onkel Blair. Gemeinsam mit den anderen Sieben hat er die Flucht vor den tanzenden Freaks ergriffen. Aber nicht vor denen, sondern auch vor den betenden Christen und anderen Gruppen. Natürlich war die Polizei schon wieder beritten und selbstverständlich war sie auch diesmal nicht pingelig mit Knuffen und Schlägen. Auf einmal habe ich den Eindruck, dass all die Spannungen, die alltäglichen Frustrationen, das verrottete Transportsystem, der Mietwucher, das überbewertete Pfund, die Kleinkriege mit Behörden, den Bossen, den windigen Geschäftemachern und der Polizei, sich irgendwann mal wieder in einem quasi gemeinsamen, lauten Krach entladen müssten. Es wär mal wieder an der Zeit. Zuweilen ist man es leid, den Bullies immerzu nur auszuweichen. Think global, act local - oder? Manchmal verstehe ich nicht, wovor wir hier eigentlich solche Angst haben.

Roya Jakoby, London

Gespräch mit Madjiguène Cissé (Sans-Papiers) und Lara Winter (AC!) über die Kämpfe der ImmigrantInnen und der Arbeitslosen in Frankreich

Madjiguène Cissé

„Wenn wir nicht eingeladen sind, kommen wir trotzdem...“

Lara Winter

Im Juni 1997, in der „dritten hilfe“, haben wir die Bewegung der Sans-Papiers vorgestellt: „In Frankreich wehren sich MigrantInnen mit spektakulären Aktionen gegen ihre Entrechtung und das Leben dritter Klasse, das ihnen aufgezwungen wird. Ihr Kampf hat eine für deutsche Verhältnisse kaum vorstellbare Resonanz erfahren.“

Ein Jahr später ergibt sich ein ganz anderes Bild: In Frankreich reagiert eine Koalition von linken Parteien („Gauche plurielle“), zu deren Wahlversprechen unter anderem die Regularisierung der „AusländerInnen ohne gültige Aufenthaltspapiere“ gehört hatte. Doch von einer umfassenden Lösung des Problems („Papiere für alle“) will jetzt niemand mehr etwas wissen, und die Sans-Papiers werden durch eine restriktive Abschiebepolitik und die politische Demagogie des Innenministers weiter ins Abseits gedrängt.

Immerhin haben andere das Beispiel der Sans-Papiers aufgegriffen. In den letzten Monaten ist in Frankreich eine Reihe von sozialen Bewegungen entstanden, die sich über spezifische Formen des Ausschlusses definieren und sich als „Les Sans-“ bezeichnen: Sans-emploi, Sans-Logis, Sans-Ressources... Am meisten Aufsehen haben im Winter die Aktionen der „Chômeurs“ und der „Précaires“ erregt: Mit einer Vielzahl von Besetzungen und Demonstrationen sind die Arbeitslosen - wie zuvor die Sans-Papiers - aus dem Schatten getreten, haben sich in Kollektiven organisiert und die Gesellschaft mit ihrer Existenz und ihren Forderungen konfrontiert.

Am Rande eines Wiener Symposions zu „Realitäten und Widerstandsstrategien in einer neoliberalen Welt“ sprachen wir mit Madjiguène Cissé, die die „Coordination Nationale des Sans-Papiers“ mitbegründet hat, und mit Lara Winter, die als Mitglied von AC!, einer gewerkschaftsunabhängigen Organisation von Arbeitslosengruppen, im Dezember und Januar an vielen Aktionen teilgenommen hat. Dabei hat uns besonders interessiert, was die verschiedenen Sans-Bewegungen miteinander verbinden könnte - und was sie trennt.

Bobigny, 14. März 1998: Afrikanische Arbeiter aus der Pariser Banlieue fordern „Papiere für alle"

hilfe: Die Demonstrationen des letzten Jahres, überhaupt der Kampf der Sans-Papiers, haben einiges dazu beigetragen, daß die Franzosen im letzten Juni die bürgerliche Regierung abgewählt haben. Wie hat sich die Situation der Sans-Papiers unter der neuen, linken Regierung verändert?

Madjiguène Cissé: Man muß sagen, daß die Lage für uns wesentlich komplizierter geworden ist, seitdem die Linke an der Macht ist. Am ersten Juni letzten Jahres, als die Linke die Wahlen gewann, haben alle Sans-Papiers gejubelt und gesagt: Jetzt haben wir keine Probleme mehr, jetzt bekommen wir alle Papiere. Kurz danach haben sie alle gesagt: Das kann doch nicht wahr sein, die Linke kann doch nicht so schlimm sein wie die Rechte.
Es ist auch komplizierter geworden, weil die Unterstützer jetzt anders reagieren: Dieselben Organisationen, die unter der rechten Regierung die Forderung der Sans-Papiers unterstützt haben, sagen jetzt: „Kinder, meint Ihr nicht, daß ihr ein bißchen übertreibt? Papiere für alle, das ist zu radikal." Nicht einmal die Forderung nach der Regularisierung all jener Sans-Papiers, die einen Antrag gestellt haben, [1] wird von allen Organisationen unterstützt. Das hat auch Probleme in der Coordination Nationale gebracht. Denn unter den Sans-Papiers findest Du auch Leute, die sagen, wir können das unterschreiben, was die Organisationen wollen. Ich denke, das kann man so nicht machen. Unsere Forderung war von Anfang an: „Papiere für alle", und genau deshalb hat auch die Bewegung so lange dauern können.
Ein zweiter Streitpunkt betrifft die Autonomie der Sans-Papiers. Als wir die erste Kirche besetzten, war keine Unterstützungsorganisation dabei. Das haben wir unter uns vorbereitet und gemacht. Aber eine Stunde später kamen alle an und sagten: Ihr habt Mut, wir wollen Euch bei Euren Problemen unterstützen. Die erste Reaktion war dann, daß sie uns sagten: Wißt Ihr, das wird sehr schwierig, weil die rechte Regierung sehr hart ist. Da haben wir gesagt: wir haben sowieso keine andere Wahl. Wir können nicht so im Schatten weiterleben, ohne Rechte, das kann nicht so weitergehen. Wir werden sehen, was kommt. Die zweite Reaktion war dann: Wir sehen, daß Ihr entschlossen seid, aber bleibt ganz brav und ruhig, und wir werden dies und dies für Euch tun. Da haben wir gesagt: Nein, wir sind es, die keine Papiere haben, wir erleben die Probleme, wir haben angefangen zu kämpfen, und wir machen weiter. Da begann die Konfrontation. Als wir dann die Coordination Nationale gründeten, sagten die Organisationen, sie wollten auch im Sekretariat sitzen. Da haben wir gesagt: nein, wir wollen unsere Bewegung selber führen, wir brauchen Autonomie. Ihr habt Erfahrung, weil Ihr 30 oder 50 Jahre Eure Sachen gemacht habt, wir wollen auch unsere Erfahrungen machen. Diese Debatte dauerte vier Monate.

Schließlich ist es uns gelungen, ein autonomes Secrétariat National einzurichten und weiterzumachen. Aber das haben sie nur geduldet, solange die Rechte an der Macht war.

hilfe: Lara, Du sprichst hier in Wien für eine Organisation, die sich „AC!" nennt. Kannst Du das Wortspiel nochmal erklären?

Lara Winter: „AC!" spricht man aus wie „Assez!", das heißt „Genug!", „Enough!", „Ya basta!" Die Abkürzung steht für „Agir ensemble contre le chômage et la précarité", „Gemeinsam gegen Arbeitslosigkeit und Prekarität". „Gemeinsam", das heißt, alle zusammen: Arbeitslose, Arbeiter, Gewerkschaftler, Rentner usw.

hilfe: In Frankreich hat es ja eine ganze Reihe von Protestbewegungen gegeben, die für deutsche Verhältnisse ganz erstaunlich sind. Zunächst den Streik der Staatsangestellten im Herbst/ Winter 1995 und dann, angefangen mit den Sans-Papiers, die Abfolge der „Sans-Bewegungen": der Sans-Emploi, Sans-Logis usw. Ein bißchen hat man den Eindruck, daß diese Bewegungen eher beziehungslos aufeinanderfolgen und sich noch nicht zu einer Koalition verbunden haben...

Bobigny, 14. März 1998

Lara Winter: Der Eindruck der Beziehungslosigkeit wird durch die Medien erzeugt, die die Phänomene immer nur nacheinander verdauen können. Solche Streiks und Demonstrationen, wie sie die Franzosen machen, findet man selten in anderen Ländern. Die aktuelle Welle der sozialen Bewegungen hat mit dem großen Streik von '95 begonnen, der gegen Juppé gerichtet war und gegen den Sozialplan, den er mit Nicole Notat von der CGT gemacht hat. Dabei kam es auch zur Bildung neuer, alternativer Gewerkschaften. Dann gibt es noch die Aktionen der Bauern, die haben auch sehr wirkungsvolle Methoden, um sich bemerkbar zu machen. Die schmeißen tonnenweise Obst und Gemüse auf die Straßen. Eine komische Art zu kämpfen, aber so sind sie eben. Das alles sind jedoch Streiks und Mobilisierungen, die zusammengehören.

hilfe: Wie ist es denn zur Entstehung der aktuellen Arbeitslosenbewegung gekommen?

Lara Winter: Die Arbeitslosenbewegung gibt es schon länger. AC! ist Anfang 1994 gegründet worden, MNCP* und APEIS* existieren schon seit Ende der 80er Jahre. 1995 gab es gemeinsame Aktionen gegen Obdachlosigkeit und Ausgrenzung, darunter die Besetzung eines Häuserblocks in der Rue du Dragon im Quartier Latin von Paris. Im Frühling 1997 fanden die Märsche gegen die Arbeitslosigkeit statt, die zwei Monate lang durch Europa führten. Aber ausschlaggebend für die Bewegung im Winter war die Enttäuschung über die neue linke Regierung. Die Politik von Jospin geht in die gleiche Richtung wie die der anderen sozialdemokratischen Regierungen in Europa. Es herrscht die Idee: Je niedriger die Arbeitslosenhilfe, desto eher werden die Arbeitslosen Arbeit gegen geringen Lohn annehmen. Die Mobilisierung, die wir jetzt von Dezember bis März erlebt haben, begann mit der Besetzung der ASSEDIC* (der Kasse für die Arbeitslosengelder) durch die CGT-Gruppe von Marseille. Vom 16. bis 21. Dezember haben dann die Organisationen gegen Ar-

beitslosigkeit und Ausschluß mit Hilfe der Gewerkschaften eine Aktionswoche zur sozialen Not durchgeführt und eine Erhöhung des sozialen Minimums gefordert. Dabei wurde die Pyramide des Louvre besetzt. Gleichzeitig wurden 10 weitere ASSEDIC-Zentren besetzt. Während der Weihnachtszeit waren die Medien auf unserer Seite. Es gab wenig interessante Nachrichten und so waren AC!, MNCP, APEIS und die CGT ständig im Fernsehen und in den anderen Medien.

hilfe: Was sind die Aktionsformen der Arbeitslosenbewegung?

Lara Winter: Wir machen vor allem Besetzungen. Einige Tage oder Stunden, bis die Polizei uns rausschmeißt oder wir von selber gehen, nach Diskussionen mit den Beamten und mit den Arbeitslosen. Dabei achten wir immer darauf, die Arbeitslosen, die zur ASSEDIC kommen, nicht zu stören, wenn sie ihre Sachen vortragen und ihr Geld beantragen, sondern ihnen zu zeigen, daß sie auch kämpfen können und nicht allein zuhause bleiben müssen. Besetzungen fanden nicht nur in den ASSEDIC statt, sondern auch in den Sozialbüros der Rathäuser, in den Handelskammern, in den Büros der Sozialistischen Partei, in Banken wie dem Crédit Lyonnais, in den Büros der E- und Gaswerke, um gegen die Stromabschaltungen zu protestieren, oft mit Hilfe des Personals, auch in den Universitäten wie z.B. in Paris, Nanterre und Saint-Denis. Außerdem machen wir Aktionen für kostenfreien Transport und geben eine Sondertransportkarte „AC!" heraus. Damit wollen wir erreichen (es klappt nicht immer!), daß der Strafzettel zu uns kommt und nicht zu den Leuten, die gratis fahren. Manche Kontrolleure akzeptieren das, manche nicht. Zu Weihnachten haben wir auf den Champs-Elysées ein Luxus-Restaurant besetzt. Es gab auch einige Requisitions-Aktionen in den großen Supermärkten: Volle Einkaufswägen mit rauszunehmen, ohne zu zahlen...

hilfe: Was sagt denn das Personal dazu?

Lara Winter: Oft gelingt es, das Einverständnis der Angestellten zu bekommen. Schwieriger ist es mit der Direktion oder mit der Polizei. Aber wir versuchen immer, ohne Gewalt durchzukommen. Wenn es Gewalt gibt, dann kommt sie von der Polizei, nicht von uns.

Vor der Polizeipräfektur von Bobigny, 14. März 1998

hilfe: Jetzt, nach ein paar Monaten, wie beurteilst Du den politischen Erfolg der Arbeitslosenbewegung?

Lara Winter: Immerhin sind unsere Organisationen jetzt anerkannt und auf den Arbeitsämtern können alle Arbeitslosen unsere Adressen bekommen. Nach den Aktionen vom Dezember und Januar gab es Treffen mit Jospin*, Martine Aubry* und Jean-Claude Gayssot*. Ein Gesetz gegen Ausschluß und Prekarisierung ist in Vorbereitung, und die Arbeitslosen-Organisationen sind in die Beratungen miteinbezogen worden. Die Sozialhilfe ist um 6 Prozent erhöht worden. Wichtig ist aber vor allem, daß die Sache der Arbeitslosen von der Bevölkerung gut aufgenommen wurde. AC! hat jetzt 187 Gruppen in ganz Frankreich.

hilfe: Was unterscheidet Eure Politik von dem Gerede über die Arbeitslosigkeit, wie wir es von den Parteien und Gewerkschaften kennen?

Lara Winter: Die Parteien und Gewerkschaften sagen, es handele sich um das Problem, Arbeit für alle zu finden. Wir sagen, „Arbeit für alle", das gibt es heute nicht mehr. Die Arbeitsgesellschaft ist am Ende. Man kann heute nicht mehr behaupten, daß die fünf Millionen Leute, die ohne Arbeit sind, wieder Arbeit finden werden, und daß wir wieder leben werden, wie wir vor 20 oder 30 Jahren gelebt haben. Das ist unmöglich. Deswegen muß man nicht nur jedem Arbeiter weniger Arbeitszeit geben, um die Arbeitsmöglichkeiten zu teilen, man muß auch die Möglichkeit finden, daß jeder ein richtiges Einkommen bekommt, damit alle leben können und machen können, was sie wollen. Das heißt nicht nur Arbeit für die Produktion von Kapital, sondern auch soziale Arbeit, Eigenarbeit, Arbeit für die Wissenschaft, die Gesundheit, die Umwelt usw.

hilfe: Es geht also nicht nur um die Verteilung der Arbeit, wie sie ist, sondern auch um einen anderen Begriff von Arbeit...

Lara Winter: Das wird ja jetzt schon von vielen Leuten diskutiert, und viele Ökonomen und Soziologen sprechen und schreiben darüber... Aber es ist heute immer noch schwer, das in die Köpfe der Menschen zu bringen, da wir alle so erzogen wurden, daß die Arbeit das Wichtigste im Leben ist. Und daß sich im Leben alles um die Arbeit dreht. Ich bin schon eine ältere Dame, und bei uns war die Arbeit das Wichtigste. Heute ist für die Jugend nicht mehr die Arbeit zentral, sondern ihr eigenes Leben, ihre eigene Ausbildung, das, wozu sie Lust haben und was sie machen wollen, und nicht, was die Industrie, die Produktion oder das Kapital verlangen. Bei uns sind z.B. immer mehr Arbeitslose, die nicht sagen, um Himmels willen, es ist so schlimm, arbeitslos zu sein. Natürlich haben sie ein Geldproblem. Aber sie kommen jetzt zu dem Standpunkt, daß der Kampf für eine andere Gesellschaft viel wichtiger ist, als wieder Arbeit zu finden. Viele sind das, was wir

„freiwillige Arbeiter" nennen, die sich in Organisationen, in sozialen Zusammenhängen engagieren. Diese Arbeit kann man nicht mit Geld verrechnen, aber es ist auch eine Arbeit. Darum handelt es sich beim Thema Arbeit nicht nur um eine Lohnfrage, sondern auch um eine Lebensfrage. Die Leute heute, die Jugendlichen vor allem, wollen nicht 20 oder 30 oder 40tausend Francs im Monat verdienen. Sie wünschen sich nur, genug zu verdienen, um so zu leben, wie sie Lust haben, nach ihrem eigenen Rhythmus, und wie sie denken, daß heute Menschen in unserer Zivilisation leben können.

hilfe: Wie soll dieses Leben jenseits des Zwangs zur Lohnarbeit möglich werden?

Lara Winter: Erstens: Für jetzt sofort verlangen wir eine Erhöhung des sozialen Minimums um 1.500 F. Bisher sind das etwa 2.500 F. Das wären 4.000 F. Zweitens: Unsere tiefste Lohnstufe für die 39-Stunden-Woche ist brutto 6.600 und etwas, das macht netto zwischen 5.500 und 5.700. Wir fordern ein Sozialeinkommen für alle, das auf der Stufe des Mindestlohns sein muß.

hilfe: Das heißt, Ihr wollt ein garantiertes Mindesteinkommen, unabhängig von der Lohnarbeit, die geleistet wird?

Lara Winter: Ich sage daher ein Sozialeinkommen, nicht ein Mindesteinkommen.

hilfe: Ein Einkommen, das nicht mehr an Leistung und Arbeit gekoppelt ist, wird aber den Stolz der klassischen Arbeiterbewegung verletzen...

Lara Winter: Auch in AC!, wo sowohl Arbeitslose als auch Arbeitende organisiert sind, ist es schwierig, einen Weg der Zusammenarbeit zu finden. Wenn wir ein allgemeines Sozialeinkommen in der Höhe des SMIC (gesetzlicher Mindestlohn) fordern, da gibt es Probleme mit den Arbeitenden und Gewerkschaften, die noch an der Vorstellung „Arbeit für alle" hängen. Für mich ist das aber eine sehr dringende Forderung: Denn dann könnten sich die Leute überlegen, ob sie arbeiten wollen oder nicht. Sie wären nicht mehr gezwungen, jede schlechtbezahlte Arbeit anzunehmen. Wenn das Kapital niemanden mehr findet, der die Drecksarbeit macht, um so besser. Wenn sie es trotzdem wollen, dann sollen sie auch zahlen.

hilfe: Die Forderung für ein allgemeines Sozialeinkommen richtet sich an den Sozialstaat, bzw. das, was von ihm übrig ist?

Lara Winter: Das ist eine Forderung an den Staat, aber auch eine Forderung für eine neue Gesellschaft. Ohne richtigen Kampf werden wir das nicht bekommen.

hilfe: Wenn wir mal von der Gesellschaft ausgehen, wie sie jetzt ist, wie ließe sich denn ein solches Sozialeinkommen für alle finanzieren?

Lara Winter: Nehmen wir z.B. die Kosten der Arbeitslosigkeit in Frankreich: das kostet tausend Milliarden Francs. Da sind auch die Summen drin, die die Betriebe bekommen, um sogenannte neue Arbeitsplätze zu schaffen. Natürlich gibt es nur sehr wenig Neueinstellungen, dafür geht sehr viel Geld aus der Staatskasse raus. Mit diesen 100 Milliar-

Paris, Place Stalingrad, 16. März 1998: Mitglieder der Eisenbahnergewerkschaft bei einer Unterstützungsaktion für die Sans-Papiers

den Francs kann man heute, auf dem Stand unseres Mindestlohns, mindestens 5 Mio. Personen unterhalten. Oder z.B. die Privatisierung des Crédit Lyonnais, die kostet den Staat 145 bis 190 Milliarden Francs. Diese Summe wäre genug, um monatlich 1.500 F mehr Sozialhilfe zu geben. Das heißt, das Geld ist da. Natürlich muß man zur gleichen Zeit auch eine neue Steuerkalkulation machen. Nicht nur die Arbeiter müssen zahlen, auch das Kapital muß zahlen, die Finanzspekulation. Das Geld kann man finden...

hilfe: Im Zeitalter der Standortkonkurrenz haben doch solche Forderungen an den Staat keine besonders guten Chancen...

Lara Winter: Das Kapital will heute die Arbeiter auf das Niveau des 19. Jahrhunderts zurückdrücken. Aber ich glaube, da machen sie einen großen Fehler. Die Leute in Europa, die seit hundert Jahren gekämpft haben, um andere soziale Lebensmöglichkeiten zu bekommen, werden nicht erlauben, daß man das alles abreißt. Oder, wenn man z.B. Japan oder Korea nimmt: Da sind die Streiks und Arbeitskämpfe noch wesentlich härter. Und, wenn es eine internationale Vernetzung des Kapitals gibt, warum sollte es keine internationale Vernetzung der Kämpfe geben?

hilfe: Die Arbeitslosenbewegungen und die Sans-Papiers bestehen beide auf dem Gedanken der Solidarität, d.h. sie fordern Papiere „für alle" bzw. Einkommen „für alle", und eben nicht nur für einen bestimmten, wettbewerbsfähigeren Teil. Was sind denn die gemeinsamen Probleme und Interessen, die zu einer wirklichen Zusammenarbeit der beiden Gruppen führen können?

Madjiguène Cissé: Die Verknüpfung zwischen Sans-Papiers und Obdachlosen, Arbeitslosen usw., das sollte sich eigentlich von selbst ergeben, weil wir gleichermaßen ausgegrenzt sind und weil wir zusammen gegen dasselbe kämpfen, d.h. gegen die Wirkungen der neoliberalen Umstrukturierung... Als im letzten Dezember die Bewegung der Arbeitslosen begonnen hat, haben wir als Sans-Papiers gleich gesagt, daß wir und die Arbeitslosen eigentlich eine Bewegung sind, weil wir als Sans-Papiers auch Arbeiter oder arbeitslos sind. Die Kontrolle der Grenzen und der Migration, das ist ja auch eine Art, den Arbeitsmarkt zu kontrollieren.

Lara Winter: Das Problem der Sans-Papiers ist dem der Arbeitslosen sehr ähnlich. Die meisten Sans-Papiers in Frankreich sind Sans-Papiers, weil sie arbeitslos sind - arbeitslos in ihrem Land oder arbeitslos in Frankreich. Viele von den Sans-Papiers sind Leute, die normale Papiere hatten und normal gelebt haben, solange sie Arbeit hatten. Wenn sie ihre Arbeit verlieren, werden ihre Papiere nicht mehr verlängert, weil sie keinen Lohnzettel haben. D.h. der Kampf der Sans-Papiers und der Arbeitslosen ist derselbe Kampf. Es ist auch derselbe Kampf gegen Front National (FN) und Faschismus in Europa. Denn der FN spielt mit zwei Sachen: Daß die Leute aus China oder Nordafrika den Franzosen, den richtigen Franzosen die Arbeitsplätze wegnehmen (ich weiß nicht, wie weit man gehen muß, um richtiger Franzose zu sein, aber eine weiße Haut muß man schon haben, das ist das Wichtigste für den FN). Und der zweite Punkt, mit dem sie spielen, ist der, daß Leute mit anderer Hautfarbe viel Unsicherheit in den Städten und den Vorstädten verursachen. Aber die Unsicherheit kommt nicht daher, weil sie schwarz oder weiß oder grün sind, sondern weil sie arbeitslos sind und keine Mittel zum Leben haben. Deshalb sage ich, daß der Kampf von Sans-Papiers, von Arbeitslosen und Arbeitern derselbe ist und ein Kampf gegen den Versuch, die Menschen gegeneinander auszuspielen.

hilfe: So sollte es sein. Ist das auch immer so gewesen?

Lara Winter: Ich werde für mich sprechen und Madjiguène wird ihre Meinung sagen. Aber ich muß sagen, daß man oft dieselben Leute findet in den Kollektiven der Sans-Papiers und von AC! Vielleicht gibt es manchmal an der Spitze Schwierigkeiten der Zusammenarbeit. An der Basis sind die gleichen Leute, die genau wissen wozu sie kämpfen und daß sie beide zusammen gegen den FN kämpfen und gegen die Sorte von Rassismus, die in Frankreich aufsteigt.

hilfe: Madjiguène?

Madjiguène Cissé: Was die Basis der Arbeitslosen-Organisationen betrifft, haben wir keine Probleme gehabt. Aber Probleme haben wir gehabt, weil es die Unterstützungs-Organisationen nicht so gerne gesehen haben, daß Sans-Papiers und Arbeitslose etwas zusammen machen. Das war

Paris, Cité, 19. März 1998: Eine Demonstration der Sans-Papiers vor dem Polizeipräsidium wird verhindert.

ihnen zu gefährlich. Zum Beispiel bin ich zu einer Versammlung gegangen, die wurde von den Gewerkschaften und den vier Arbeitslosen-Verbänden organisiert. Das Thema war, wie man alle Kämpfe, alles, was sich in Frankreich bewegt, zusammenschließen könnte. Da waren wir als Sans-Papiers, obwohl wir uns seit über zwei Jahren auf diesem Terrain bewegen, nicht eingeladen. Aber unsere Strategie als Sans-Papiers ist: Wenn wir eingeladen sind, dann gehen wir hin, wenn wir nicht eingeladen sind, gehen wir trotzdem hin. Als ich da hinkam, guckten sie mich an, als ob eine Hexe aufgetaucht wäre. Und keiner konnte mir sagen, warum wir nicht eingeladen waren. Wir haben trotzdem im Maison des Ensembles gemeinsame Versammlungen mit den Chômeurs gemacht und auch Aktionen zusammen durchgeführt, zum Beispiel Besetzungen des Conseil Economique et Sociale, wir haben in einem großen Krankenhaus von Paris für die medizinische Versorgung von Arbeitslosen, aber auch von Sans-Papiers demonstriert. Aber die großen Unterstützungsorganisationen sehen das nicht gerne und versuchen zu verhindern, daß wir uns gemeinsam organisieren.

hilfe: Unterstützungsorganisationen wollen ja oft in der Anwesenheit von Flüchtlingen und ImmigrantInnen nur ein humanitäres Problem sehen, das sie dann auf ihre Weise behandeln können. Vielleicht stört es sie, daß Ihr die Immigration auch als ökonomisches Problem behandelt, und als ein Problem, das mit der Frage des Kolonialismus verknüpft ist?

Madjiguène Cissé: Nicht nur als ein ökonomisches, sondern auch als politisches Problem. Weil die Sans-Papiers, wie ich oft sage, nicht vom Himmel fallen. Sie haben eine Geschichte hinter sich, und es ist durchaus kein Zufall, wenn heute Westafrikaner in Frankreich leben. Der Kolonialismus hat Jahrhunderte gedauert und der Neokolonialismus hält leider immer noch an. Den Kampf der Sans-Papiers in Frankreich oder in anderen europäischen Ländern sehe ich daher als eine Bewegung mit Zielen, die weit über die Forderung nach Aufenthaltspapieren hinausgehen: nämlich für eine neue Weltwirtschaftsordnung. Die Frage ist, warum gibt es die Misere in unseren Ländern, aber die Frage ist auch, warum es die Misere in den Vororten der großen Städte in Europa gibt. Auch in Paris gibt es Leute, die nicht das Minimum haben, um normal leben zu können. Die Frage ist z.B. die Verschuldung der Dritten Welt: Wie lange kann die Dritte Welt noch die Zinsen zurückzahlen? Warum gibt es Reichtum auf der Erde und warum sterben gleichzeitig Menschen an Hunger? Es muß eine internationale Solidarität aufgebaut werden: Süd-Süd, aber auch Nord-Süd. Ich denke, Ihr Bürger in den reichen Ländern habt eine große Verantwortung, denn in Euren Ländern werden die Entscheidungen getroffen, die uns betreffen. Unser Schicksal in Sénégal, in Mali oder Nigeria wird in Paris, London oder Washington entschieden.

hilfe: Zum Standardrepertoire der extremen Rechten gehört das Geschrei: Die ausländischen Arbeiter nehmen uns, den Deutschen, den Franzosen etc. die Arbeitsplätze weg. In der Diskussion um das neue Aufenthaltsgesetz und um die Regularisierung der Sans-Papiers haben aber auch die Regierungslinken, vor allem Innenminister Chevènement, das Thema der Immigration mit dem der Arbeitslosigkeit verknüpft. Nur verkaufen sie das als antifaschistische Strategie: Wenn wir die Nöte und Sorgen der Bürger nicht ernstnehmen, laufen sie zum FN über...

Madjiguène Cissé: Bei dem neuen Ausländergesetz wurde uns gesagt: was habt Ihr denn, es gibt doch ein paar Verbesserungen. Aber die Logik, die hinter allem steht, ist nie gut: Immer wird der Ausländer verdächtigt. Das ist auch die Grundlogik der Loi Chevènement. Um zu erklären, warum man ein solches Gesetz braucht, sagt er: Wir haben 5 Mio. Arbeitslose. In den Großstädten wird es immer unsicherer. Diese Verknüpfung zwischen Immigration und Arbeitslosigkeit, oder zwischen der Präsenz von Ausländern und Unsicherheit, das ist äußerst gefährlich. Gegen den FN zu kämpfen müßte damit beginnen, die Wahrheit zu sagen. Und nicht Geschichten zu erzählen, daß es Arbeitslosigkeit oder Unsicherheit gebe, weil zu viele Ausländer da seien. Gegen den FN zu kämpfen, sollte bedeuten, über die wirklichen Probleme zu reden, mit denen die Leute in Frankreich konfrontiert sind. Das Problem ist nicht die Immigration. Das Entscheidende ist, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, Stellen für Jugendliche zu finden, Wohnungen für alle zu finden. Das Legalisierungs-

[1] Mit Dekret vom 24. Juni 1997 forderte der neue Innenminister Chevènement alle Ausländer ohne Aufenthaltsbewilligung auf, sich bei den Präfekturen zu melden und ihre Regularisierung zu beantragen. 150.000 sind diesem Aufruf gefolgt und aus der Illegalität aufgetaucht. Die Bearbeitungsfrist ist bereits zweimal verlängert worden, doch es ist absehbar, daß einige zehntausend Antragsteller nach Abschluß des Verfahrens nicht anerkannt sein werden. Während sie in die Illegalität zurückfallen, verfügt die Polizei nun über eine umfangreiche Kartei, in der ihre Namen, Adressen und Arbeitsplätze festgehalten sind.

Paris, 18. März 1998: Demonstration zum zweiten Jahrestag der Besetzung von Saint-Ambroise

verfahren, das gerade in Frankreich läuft, hat gezeigt, daß Frankreich keineswegs überschwemmt ist mit Ausländern. 150.000 haben einen Antrag gestellt, bei 60 Mio. Einwohnern. Was sind 150.000 Leute unter 60 Millionen? Wir sind überschwemmt von Franzosen, und nicht umgekehrt!

hilfe: Der Innenminister sagt: Wir müssen die Sans-Papiers abschieben, um ein „starkes Signal" zu geben, daß Frankreich nicht „das ganze Elend dieser Welt" aufnehmen kann. Gleichzeitig scheint es aber doch ein Interessse an der Aufrechterhaltung der Illegalität zu geben, die ja für den europäischen Arbeitsmarkt sehr funktional ist: So lange sie keine Rechte haben, bilden die Sans-Papiers ein jederzeit verfügbares Reservoir von billigen Arbeitskräften...

Madjiguène Cissé: Die Regierungen brauchen immer Sans-Papiers. Sie haben zum Beispiel nie die Absicht gehabt, alle Sans-Papiers abzuschieben, weil sie wissen, daß manche Sektoren der Industrie von den Sans-Papiers am Leben erhalten werden. Zum Beispiel in der Bauindustrie, im Service, in der Gastronomie, als Putzfrau, Begleitdame usw., da arbeiten fast nur Sans-Papiers, und das weiß jeder. In den Schuhfabriken, in der Textilindustrie, auch bei sehr berühmten Modemachern, arbeiten Sans-Papiers, und wenn sie zufällig in eine Kontrolle geraten und abgeschoben werden, dann zahlt der Patron die Rückreise, weil er sie braucht. Bei der Ernte im Herbst findet man fast nur Sans-Papiers, meistens aus den Nachbarländern, aus dem Maghreb, sehr sehr viele Marokkaner, Tunesier usw. Aber das wird geduldet, solange diese Sans-Papiers ganz ruhig bleiben, solange sie sich nicht organisieren und sagen, wir werden so drastisch ausgebeutet, wir wollen besser bezahlt werden, wir wollen medizinische Versorgung, wir wollen Papiere. Solange sie das nicht tun, ist man ganz nett und bereit, sie zu tolerieren. Sobald man aber anfängt Rechte zu fordern, dann wird es gefährlich....

hilfe: Wenn es gar nicht möglich - und auch ökonomisch gar nicht erwünscht - ist, Zehntausende von Sans-Papiers abzuschieben, warum dann die gegenwärtige Rhetorik der Stärke und die Politik der gewaltsamen Abschiebungen?

Madjiguène Cissé: Die Repression gegen uns ist auch ein Beispiel für die anderen, auch für die Arbeiter, auch die Franzosen: So macht man's mit den frechen Leuten, die noch den Mut haben, etwas zu fordern. Wenn der Staat auch in allen anderen Sektoren versagt: was Sozialhilfe betrifft, was Arbeit betrifft, so will er trotzdem noch seine Macht zeigen. Zuschlagen, das ist auch eine Art zu zeigen, daß man noch Herr über das Territorium ist.

hilfe: In gewisser Weise scheint die Regierung doch die Kritik zu fürchten: Die Frist für die Regularisierung der Sans-Papiers ist jetzt noch einmal verlängert worden...

Madjiguène Cissé: In einem Monat wird vielleicht die Hälfte der Sans-Papiers regularisiert sein. Aber wir werden weitermachen und Papiere auch für die andere Hälfte fordern. Die Legalisierung ist kein Almosen. Die Leute haben Papiere bekommen, weil da eine Bewegung war, die seit über zwei Jahren auf die Straße geht, Besetzungen veranstaltet und immer Druck auf die Regierung ausgeübt hat. Es gibt keinen Grund, aufzuhören.

hilfe: Viele Linke in Deutschland üben große Zurückhaltung gegenüber der „sozialen Frage", weil sie eine Anbiederung an die nationalistische und rassistische Stimmungslage in der Bevölkerung fürchten.

Lara Winter: Das ist eine schwierige Sache. Wenn man Frankreich nimmt, hat man das Problem von Le Pen. Le Pen gibt vor, zu den Arbeitern zu sprechen. In den Wahlen von '97 hat Le Pen prozentuell am meisten Stimmen von Arbeitern und Arbeitslosen bekommen. Die Leute finden sich in Le Pen wieder, weil er sagt: wenn Ihr so arm seid, dann liegt das daran, daß so viele Ausländer hier sind. Wir müssen dagegen sagen: Wir brauchen kein Land, das für die Ausländer geschlossen ist, wir wollen nicht unter Franzosen bleiben, wir wollen im Gegenteil das Land aufmachen und zusammen leben und arbeiten. Es ist eine schwierige Situation und es gibt immer das Problem, ganz nach rechts zu fallen. Bei unseren Aktionen treffen wir z.B. auf Leute, die Ideen des FN oder von Le Pen haben. Aber wenn sie zu uns kommen, haben sie schon einen ersten Schritt gemacht. Und wir sagen nicht, Le Pen ist Scheiße. Wir versuchen, ihnen klar zu machen, daß ihre Ideen falsch sind. Bei den letzten Regionalwahlen hat Le Pen in der Île de France 90.000 Stimmen verloren. Sogar im Département Seine-Saint-Denis [2] hat er 20 oder 25.000 Stimmen weniger bekommen als bei der letzten Wahl. Das ist sehr wichtig. Und wir sagen, daß das ein Effekt unserer Arbeit ist. Gegen Le Pen zu kämpfen, heißt nicht nur, auf antifaschistische Demonstrationen zu gehen, sondern die Probleme aufzugreifen, die die Leute zum FN treiben. Wir sagen den Leuten, daß das Problem der Arbeitslosigkeit nicht das Problem der Ausländer ist, sondern das des Kapitals: daß es Arbeitslose geben muß, damit die anderen billig arbeiten...

hilfe: Lara, Du lebst in Paris, aber deine Muttersprache ist deutsch...

Lara Winter: Ich bin in Berlin geboren, und meine Eltern - jedenfalls meine Mutter - mußte vor Hitler fliehen. So sind wir 1936 aus Berlin weg, erst nach Prag, wo wir zwei Jahre waren, dann 6 Monate in die Schweiz, und dann nach Paris, vor dem Krieg. Seitdem bin ich die ganze Zeit in Frankreich.

hilfe: Madjiguène, warum sprichst Du so gut deutsch?

Madjiguène Cissé: Weil ich in Dakar deutsch gelernt habe, erstmal am Gymnasium und dann an der Uni, und weil ich einen guten österreichischen Lehrer gehabt habe, mit einem furchtbaren Akzent...

hilfe: Aber Du hast keinen österreichischen Akzent bekommen...

Madjiguène Cissé: Ne, ne, ich hab dann später zwei Jahre in Saarbrücken gelebt. Δ

[2] Das Département Seine-Saint-Denis ist die Region der Pariser Trabantenstädte Bobigny, Roissy und Saint-Denis mit meist kommunistischen Stadtverwaltungen, aber auch einem hohen Stimmenanteil für den FN. Das Ergebnis der Regionalwahlen vom März:
Gauche Plurielle 39,65 %, Bürgerliche Rechte (RPR, UDF und DVD) etwa 27 %, Front National 21,42 %, Lutte Ouvrière (Trotzkisten) 6,83 %, Génération écologie ca. 4 %, Extrême Gauche 1,36 %.

**Martine Aubry (PS): Ministerin für „Beschäftigung und Solidarität"*
**Jean-Pierre Chevènement (MDC): Innenminister*
**Jean-Claude Gayssot (PCF): Minister für Transport und Wohnungswesen*
**Lionel Jospin (PS): Premierminister*
**APEIS: Vereinigung für gegenseitige Hilfe, Information und Solidarität, gegründet auf Initiative der kommunistischen Stadtregierungen insbesondere in den Vororten von Paris*
**ASSEDIC: So heißen die Ämter, die die Gelder der Arbeitslosenversicherung (UNEDIC) verwalten.*
**MNCP: Mouvement National des Chômeurs et Précaires, Dachverband lokaler Initiativen, die oft von christlichen und grünen AktivistInnen aufgebaut wurden.*

etwas anderes ve

Mit einer Karawane, die sechs Wochen lang durch ganz Deutschland ziehen wird, wollen Flüchtlinge und MigrantInnen sich in den Bundestagswahlkampf einmischen und der rassistischen Hetze entgegentreten, die von DVU bis SPD die Debatte um Einwanderung und Asyl bestimmt. In München soll die Karawane am 3. September eintreffen und mit einer Demonstration und einem Fest begrüßt werden. Wir sprachen mit Joseph Mbongo-mingi von der Münchner Karawanengruppe über Wirkungen und Nebenwirkungen des Projekts.

Die Idee zu einer „Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen" kam aus Bremen, hat sich aber seit Anfang des Jahres sehr schnell in vielen Städten herumgesprochen. Was hat dich an dem Projekt interessiert und worin siehst du den Unterschied zu anderen antirassistischen Kampagnen?

Die Karawane ist ein Projekt von Flüchtlingen für Flüchtlinge, kein Projekt, das von den antirassistischen Gruppen kommt und an die Flüchtlinge weitergegeben wird. Mein Interesse kommt daher, daß es in Bremen den Flüchtlingen gelungen ist, untereinander gute Kontakte herzustellen und mit den antirassistischen Gruppen effizient zusammenzuarbeiten, so etwas möchte ich auch hier in München anstoßen.

Was verstehst du unter effizienter Arbeit? Wie läßt sich dieses Karawanen-Projekt am besten unterstützen, wenn es ein Projekt bleiben soll, daß von Flüchtlingen initiiert und bestimmt wird?

Alles, was die rechtliche Situation angeht ist sehr wichtig: Erfahrungen, aber auch Kontakte zu Rechtsanwälten. Die Unterstützung der antirassistischen Gruppen ist aber auch nützlich, weil dieses Projekt durch ganz Deutschland führt und wir nicht überall die richtigen Anprechpartner haben. Davon können auch wir profitieren.

In dem Flugblatt aus Bremen steht, daß es darum geht, möglichst vielfältige Erfahrungen aus sehr unterschiedlichen Flüchtlings- und Migrationsbereichen zu sammeln und zu sehen, was dabei herauskommt. Welche Erfahrungen hast du selbst gemacht, als Flüchtling, der seit sechs Jahren hier lebt, exilpolitisch aktiv ist und dabei auch mit deutschen Initiativen zusammenarbeitet?

Okay, zunächst möchte ich sagen, daß nach meiner Erfahrung Flüchtlinge hier nicht so ernst genommen werden, und das erschwert die Arbeit ihrer Vereine oder Gruppen in Deutschland. Auch von Gruppen, die sich für Flüchtlinge und MigrantInnen engagieren, werden wir oft nicht ernst genommen. Ich bin der Meinung, daß mit der Karawane die Möglichkeit entsteht, mit diesen Gruppen zu reden und eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zu schaffen. Ein anderes Beispiel betrifft die Arbeit meiner Flüchtlingsorganisation. Ich komme aus Zaire. Wir neigen dazu, uns nur auf das zu konzentrieren, was die Zairer angeht. Wenn die Togoer oder die Kurden etwas organisieren, dann

suchen

kann ich kaum Zairer finden, die daran teilnehmen. Dann merke ich schon, da stimmt was nicht, denn, egal woher wir kommen, zwischen uns gibt es einen gemeinsamen Nenner: die rassistische Behandlung, die uns hier widerfährt. Daher ist die Karawane für mich eine neue Erfahrung. Mit der Karawane können wir es schaffen, uns nicht nur auf die eigenen Probleme zu konzentrieren, sondern auch die Probleme anderer Flüchtlinge und MigrantInnen mitzuberücksichtigen. Wir könnten damit die Möglichkeit bekommen, aus unserer Isolation herauszukommen und uns gegenseitig zu stärken.

Weil es um die gleiche Sache geht?

Ja, genau.

Trotzdem gibt es ja diese Verschiedenheit, sowohl zwischen den unterschiedlichen MigrantInnen- und Flüchtlingsorganisationen, als auch z.B. zu uns, bzw. den Leuten, die sich als antirassistisch verstehen. Welche Schwierigkeiten siehst du in der Zusammenarbeit, und wie könnte das vielleicht in Zukunft anders werden?

Zu den Verschiedenheiten zwischen uns, da kann ich schon etwas sagen: die werden immer da sein, aber wir werden versuchen, sie zu überwinden. Trotz dieser Unterschiede sehen wir alle in die gleiche Richtung. Vielleicht sind unsere Wege andere, vielleicht, weil ich ein Flüchtling bin und andere Deutsche oder Engländer sind, aber wir kämpfen für die Menschenrechte. Momentan sind wir sechs Gruppen in der Karawane, drei Flüchtlingsgruppen: meine, eine togoische und eine tamilische Organisation, und drei antirassistische Gruppen. Diese Beziehungen sind voller Respekt. Wir nehmen uns gegenseitig ernst. Das freut mich und das gibt mir die Motivation weiterzuarbeiten.

Was die Karawane angeht, gibt es insofern Schwierigkeiten, als wir hier in München bis jetzt keine systematische Mobilisierung gemacht haben. Wir haben es bisher versäumt, es ist jedoch noch nicht zu spät. Wir werden jetzt Flüchtlings- und MigrantInnenorganisationen, aber auch antirassistische Gruppen direkt ansprechen und einen persönlichen Kontakt aufbauen. Mal sehen, was daraus entstehen wird.

Ist die Sache eigentlich mit dem Empfang der Karawane in München am 3. September beendet?

Nein, sicher nicht. Es ist wichtig, darüber hinaus zusammenzuarbeiten. Es hätte keinen Sinn, am 3. September eine Demonstration zu machen, und dann wäre alles vorbei. Das sollte erst der Anfang sein. Ich bin davon überzeugt, daß wir viel zusammen erleben werden.

Was ist für den 3. September geplant? Wie könnte die Demo, und auch das Fest am Abend, Flüchtlinge und MigrantInnen erreichen, die bisher nichts von der Karawane gemerkt haben?

Die praktischen Modalitäten sind noch nicht festgelegt. Auf jeden Fall, wenn wir gegen die bestehende rassistische Politik protestieren und die konkreten Probleme von Flucht und Migration an die Öffentlichkeit bringen wollen, dann müssen Flüchtlinge und MigrantInnen selber sprechen. Wie können wir sonst von den Realitäten und Problemen der Leute wissen? Deshalb werden wir systematisch Flüchtlings- und MigrantInnen-Organisationen ansprechen, um schon vorher ihre jeweiligen Forderungen zu erfahren.

Du hast auf der Veranstaltung am Donnerstag zitiert, was Gauweiler auf dem CSU-Parteitag von sich gegeben hat. Wie kann die Karawane auf diese Wahlkampfhetze antworten?

Ich bin überzeugt, daß dieses Thema im Bundestagswahl-

Mit dieser Karte kannst du machen, was du willst

kampf mißbraucht werden wird. Das hat schon begonnen mit der Drohung von Gauweiler, die von der ganzen Partei akzeptiert wurde, daß Deutschland und Bayern kein Einwanderungsland seien. Das wird noch schlimmer werden. Um Stimmen zu gewinnen werden die Politiker versuchen, mit den Gefühlen der Wähler zu spielen und - vor allem bei Bürgern mit sozialen Problemen - Ausländer, Flüchtlinge oder Migranten als Sündenböcke darzustellen.

Es sind ja leider nicht nur DVU und CDU/CSU, die mit dem Thema Immigration Stimmen fangen wollen, sondern auch die SPD. Und die Grünen halten sich raus. Man sollte ja denken, wenn solche Plakate auftauchen, wie sie jetzt die CSU im Westend geklebt hat: „Wer mehr Zuwanderung will, darf uns nicht wählen", müßte es darauf irgendeine Antwort geben. Aber es ist auch kein Zufall, daß es sie nicht gibt.

Ja, wenn sich in der Gesellschaft etwas ändern soll, dann sind wir es, die etwas dafür tun müssen. Schritt für Schritt. Ich würde nicht sagen, daß am 3. September die deutsche Gesellschaft antirassistisch wird, aber wir werden anfangen und langfristig überlegen. Wer sein ganzes Leben so einen Mist gehört hat, der kann nicht von einem Tag auf den anderen davon lassen.

Geht es bei der Karawane vor allem darum, nach außen zu wirken, damit die Leute andere Gedanken bekommen, oder siehst du den Erfolg, realistisch betrachtet, in der Zusammenarbeit von unterschiedlichen Organisationen, im Kennenlernen von Gruppen, im Aufbauen von neuen Arbeitsstrukturen für die Zukunft?

Man muß zwei Dinge trennen: Was die Zusammenarbeit mit den anderen antirassistischen Gruppen betrifft, ist der Erfolg schon da. Das hab ich schon gesagt. Ich habe bemerkt, daß wir uns gegenseitig ernst nehmen. Das ist schon ein Erfolg. Das sind aber Gruppen, die politisch aktiv sind. Bei den anderen, beim Volk, sind viele nicht politisch aktiv. Sie hören jeden Tag fast das gleiche, im Fernsehen, in den Medien, nämlich daß Ausländer deutsche Arbeitsplätze klauen. Wir wollen diesen Leuten sagen, daß das, was sie jeden Tag hören, nicht der Realität entspricht. Das könnte Auswirkungen haben.

Es gibt aber sehr hartnäckige Überzeugungen, die sich auch nicht ändern, wenn du alles fünfmal, sechsmal oder siebenmal erklärst. Rassistisch zu sein, kann ja für das psychische Funktionieren so wichtig sein, daß rationale Argumente gar nicht zählen...

Wenn man die Dinge so sieht, dann kann man nur noch fatalistisch sein und gar nichts mehr machen. Vielleicht sind nämlich viele Leute, Jugendliche z.B., die die DVU gewählt haben, nicht so rassistisch. Sie sind enttäuscht von ihrem Leben, und ihnen wurde immer wieder gesagt, daß daran die MigrantInnen und Flüchtlinge schuld sind, und letztendlich glauben sie das. Statt auf die Probleme wirklich einzugehen, statt die Krise richtig zu bekämpfen, lenken die Politiker das Volk ab, einfach um an der Macht zu bleiben und Stimmen von den Wählern zu gewinnen. Die wollen die MigrantInnen und Flüchtlinge raushaben. Aber die Realität ist eine andere. Sie wissen, daß sie das nicht tun können. Und jetzt kommt die DVU und sagt: Okay, CDU und CSU sagen das zwar, aber tun es nicht. Wir machen es besser. Wir werden alle Ausländer rauswerfen. Dann sind die Wähler versucht, sie zu wählen. Es liegt daher an uns, an denen, die anders denken und die Problematik verstehen, an der Basis eine Pionierarbeit zu leisten. Versuchen wir jetzt, den Leuten etwas anderes zu sagen, ständig und immer wieder, nicht nur einmal und Schluß. Wenn wir nach dem ersten Mal schon sagen, wir haben es mit rationalen Argumenten versucht, leider hat es nicht geklappt, dann werden wir nichts erreichen und fatalistisch werden. Bombardieren wir die doch mit unseren Meinungen.

Ich glaube schon, daß es eine Wirkung hat, wenn Flüchtlinge und MigrantInnen gemeinsam öffentlich auftreten und sagen: Hier sind wir! Und wir haben Forderungen! In München sind 20% der Bevölkerung Ausländer. Ich meine: rechtlich als Ausländer definiert, denn Menschen nicht-deutscher Herkunft gibt es natürlich noch viel mehr. Trotzdem gibt es keine politische oder kulturelle Selbst-Repräsentation, die dem entsprechen würde. Die Deutschen haben sich viel zu sehr daran gewöhnt, in ausländischen Menschen immer nur die zu sehen, die die Pizza hertragen oder den Müll wegbringen.

Die Leute sind da. Sie leben hier. Die Deutschen müssen lernen, sich damit abzufinden. Es gibt Kinder von MigrantInnen, die hier geboren sind. Die sind keine MigrantInnen mehr.

Aber weil es dieses spezielle Staatsbürgerschaftsrecht gibt, sind sie auch keine Deutschen.

Genau. Aber sie sind hier geboren und sie werden hier erwachsen. Ihre Präsenz in der Gesellschaft wird stärker sein. Statt sich von ihnen zu distanzieren, liegt es doch auch im Interesse der Deutschen, zu sehen, wie es zusammen funktionieren könnte. Frankreich ist Deutschland weit voraus, auch wenn es nicht das Ideal ist. Aber Flüchtlinge und MigrantInnen sind dort schon sehr gut organisiert, sie bilden eine richtige Bewegung gegen die rassistische Politik. Jetzt gibt es eine Bewegung von Arbeitslosen, die mit den Sans-Papiers zusammenarbeitet. Ja, so etwas wäre auch gut in Deutschland. Wenn nicht morgen, dann ...

... übermorgen

Ja, warum nicht. Wir müssen uns darüber Gedanken machen. Was denkt ihr denn über die Karawane? Seid ihr bereit, sie zu unterstützen?

Für uns ist es wichtig, neue Formen der Zusammenarbeit zu finden. Bei den üblichen antirassistischen Aktivitäten ist es ja meistens so: die Leute, über die man redet, sind nicht da. Das nimmt z.T. sehr skurrile Formen an. Zur der Zeit, als hier in München die großen Container-Lager aufgebaut wurden, so vor 6 Jahren, da gab es Beratungen unter den hiesigen AntifaschistInnen und AntirassistInnen: ja wie können wir denn jetzt die Flüchtlinge beschützen? Die Leute wollten vor die Heime ziehen und Plakate hochhalten: Wir schützen Euch! Das war völlig deplaziert, nicht nur wegen der leeren Versprechung, sondern weil auch klar wurde, daß es gar keine Vorstellung davon gab, wo und wie Flüchtlinge in München leben, was sie wollen und was nicht.

Es gibt viele, die über Flüchtlinge oder MigrantInnen reden, aber keine näheren Kontakte zu ihnen haben. Es gibt Leute, die seit 10 Jahren im Flüchtlingsbereich arbeiten und nie wirklich nahe mit den Flüchtlingen zu tun hatten. Es ist kaum zu glauben, aber so etwas gibt es. Δ

Weitere Informationen:
Internationaler Menschenrechtsverein,
Kornstr. 51, 28201 Bremen,
Tel. 0421-5577093 oder 5577684,
Fax 0421-5577094 oder 4987276,
http.//www.humanrights.de,
E-Mail: mail@humanrights.de

In München trifft sich die Vorbereitungsgruppe für die Demo am 3. September jeden zweiten Mitttwoch um 19.30 h im „Tröpferlbad", Thalkirchnerstr. 104. Nächstes Treffen ist am 24.6. Kontakt: Karawanengruppe, c/o Café Marat, Bürgerhaus Isarvorstadt (Ex-Tröpferlbad), Thalkirchnerstr. 104, 80337 München.
Weitere Termine könnt Ihr auch von der hilfe-Redaktion erfahren: 089-74791278.

klasse!

Zwei von der SchülerInnen-Initiative München (SIM) plaudern mit uns über Streik, alltägliche Verweigerung und Jugend-Antifa.

Seit wann - und vor allem warum - gibt's die SchülerInnen-Initiative München?

Die SIM ist entstanden, als bekannt wurde, daß das Kultusministerium eine Unternehmensberatung namens Kienbaum beauftragt hat, die Schulen auf ihre Wirtschaftlichkeit hin zu prüfen. Damals, im Sommer 1996, sind SchülerInnen aus 15 Gymnasien zusammengekommen, um auf dieses Kienbaum-Gutachten zu reagieren. Dieser Zusammenschluß hat zum Streik aufgerufen, und erstaunlicherweise sind schon zur ersten Streikdemo 6.000- 7.000 SchülerInnen gekommen, sind in unangemeldeten Demonstrationszügen zum Luisen-Gymnasium gezogen. Da es diese überwältigende Resonanz gab (wir hätten uns schon gefreut, wenn nur 1.000 gekommen wären), haben wir uns überlegt, die SIM zu gründen, auch deshalb, weil wir mit den SMV's, zumindest von einigen Schulen, nicht zufrieden waren.

Was ist denn das ganz Andere an der SIM?

Die Idee war, von unten aus etwas aufzubauen und die SIM als übergreifende Koordination zu betrachten, die die Basisgruppen an den einzelnen Schulen miteinander verbindet. Jede Basisgruppe sollte spezifisch an der Schule arbeiten, aber auch allgemeine Themen wie Sozialabbau aufgreifen. Diese Struktur ist gescheitert, weil wir nicht genug Leute hatten. Heute ist die SIM eher ein loser Verband von Einzelpersonen, die allerdings immer mehr werden und sich wöchentlich treffen. Wir wollen aber erreichen, daß sich die Dinge mehr von der Basis aus entwickeln. Wenn die Leute an den Schulen nicht aus eigenem Bedürfnis auf die Straße gehen, hat alles keinen Sinn. Dazu müssen wir die SchülerInnen viel direkter ansprechen. Mit Papieren wie „Die Rolle der Schule im Kapitalismus“ kann niemand etwas anfangen.

Habt ihr den Eindruck, daß sich - vielleicht auch durch die Streiks - die Stimmung an den Schulen verändert hat?

Wir können eigentlich nur sagen, was wir erlebt haben: Beim ersten Streik am Gisela-Gymnasium sind zwanzig von 500 SchülerInnen noch in die Schule gegangen, beim zweiten Mal haben alle mitgemacht. Die fünfte Klasse zum Beispiel, die haben sich hingesetzt und gemeinsam beschlossen, daß sie streiken, statt die Schulaufgabe zu schreiben. Die untersten Klassenstufen, da sind überhaupt die meisten zu den Streiks hingegangen, das wäre früher vielleicht nicht so gewesen. Vielleicht liegt das daran, daß sie ein verändertes soziales Klima mitbekommen.

Was heißt denn „zum Streik hingehen“?

Na, die sind zu den Demos hingegangen, eben vor allem die ganz jungen, haben Transparente gesprüht: „Alte Lehrer stehen mit einem Fuß im Grab“, und fanden's auch recht lustig, als dann die Farbeier ans Kultusministerium geflogen sind. Natürlich handelt es sich nicht um einen organisierten Widerstand gegen die Umverteilungspolitik oder um eine bewußte Kritik des Schulsystems. Aber es ist ein spontaner Protest gegen den Schulalltag und der Versuch, sich nicht mehr alles gefallen zu lassen. Damit die Sache weitergeht, versuchen wir jetzt, die Leute direkt anzusprechen, auch ihre alltäglichen Probleme aufzugreifen. D.h., daß wir nicht nur die neuesten bildungspolitischen Verschärfungen aufgreifen, sondern auch das besprechen, was die Leute täglich erleben: Stress, Notendruck, uninteressanter Stoff, autoritäre Strukturen usw.

Passend zur Studentenrevolte ist ja das Phänomen der „repressiven Toleranz“ entdeckt worden: Mit der Kritik, die du äußerst, trägst du nur zum besseren Funktionieren des Systems bei. Vielleicht war es das aber auch ein Wohlstandsphänomen: Damals konnte man sich Kritik und Abweichung einfach noch leisten. Habt Ihr den Eindruck, daß in der angespannten sozialen Situation von heute wieder eher repressiv auf Kritik reagiert wird?

Na ja, was die Lehrer angeht, muß man schon sehen, daß das Klima durch die Studen-

Szenen aus Jean Vigo: Zero de conduite (Betragen ungenügend) , Frankreich 1933

tenrevolte einfach liberaler geworden ist. Ein übler Faschopauker hat heute nichts mehr zu melden. Auf der anderen Seite nehmen die autoritären Strukturen in den Schulen durchaus wieder zu. Aber das kommt eher vom Kultusministerium: Lehrpläne, steigende SchülerInnenzahlen usw., das verstärkt den Druck von oben. Insgesamt ist sicher die Tendenz zu integrieren geringer geworden, der repressive Charakter wird wieder offensichtlicher.

Auf zunehmenden Druck reagieren ja die meisten, indem sie sich noch konformer verhalten. Verweigerung wird dagegen eher schwieriger...

Der Widerstand ist immer existent, z.B. indem wir einfach blau machen. Allem, was einen Zwang bedeutet, entzieht man sich mehr oder minder von selbst. Man geht halt in den Englischen Garten und macht sich einen schönen Tag. Aber wenn man etwas ablehnt, hat man immer auch das Bedürfnis nach mehr. Marx hat ja auch gesagt: Die Flucht impliziert immer eine Kritik am Bestehenden...

Aber natürlich, wenn du das vereinzelt machst, kommst du nicht weit. Mich hat das z.B. die elfte Klasse gekostet. Ich hab mich der Schule entzogen, die Zwei-Drei-Tage-Woche für mich eingeführt, das gab natürlich Ärger mit der Klassenleiterin, die dann die Entschuldigungen haben wollte. Meine Antwort - in ihren Augen wahnsinnig plump - war dann: Ich find die Schule scheiße und ich will über die Art, wie ich mich bilde, selbst verfügen. Die Aufgabe, die wir in der SIM sehen, besteht darin, für diese latente, sehr verbreitete Ablehnung der Schule eine organisierte Form zu finden.

Wie könnte denn so eine organisierte Kritik des Schulalltags aussehen?

Du kannst fragen: Bedeutet das Interesse an der Benotung wirklich ein Interesse am Stoff? Nein, du lernst nur für die Noten. Aus dieser Kritik kannst Du versuchen, eine andere Lernkonzeption zu entwickeln, die davon ausgeht, daß es Interessen gibt, die durch die Benotung und die starre Hierarchie der Fächer und der Schultypen kaputt gemacht werden.

Ihr habt Eure Aktionen mit der Kritik des „Kienbaum-Gutachtens“ begonnen. Das ist doch eher eine recht entfernte Verwaltungsangelegenheit gewesen, die den Schulalltag nicht so sehr berührt. Wie kommt es, daß so schnell ein solcher Informationsstand da war und so viele das als besonderen Einschnitt empfunden haben?

Ich denke, da war schon vorher einige Unzufriedenheit da, und dann war dieses Gutachten eine gute Gelegenheit, die auch mal zu äußern. Aber wir haben natürlich auch gezeigt, was dieses Gutachten bedeutet, so daß für die Leute erfahrbar wurde, was es heißt, wenn die Schule nach marktwirtschaftlichen Kriterien organisiert wird. Z.B., daß der Diff-Sport schon gekürzt wurde...

Diff-Sport, was ist das denn bitte?

Der differenzierte Sportunterricht. Das war so ein Sportnachmittag, den eh alle Scheiße fanden, aber es war natürlich ein gutes Beispiel für eine Tendenz. Im nächsten Jahr haben sich dann die Prognosen voll bestätigt und der ganze Wahlunterricht, 10 verschiedene Fächer, wurde einfach gestrichen.

Den Protest gegen die Kürzungen konnten die Eltern und Lehrer doch sicher auch mittragen?

Klar, die Strafen für die Aktionen waren auch längst nicht so hart, wie man es sich vorstellen könnte. Und die Leute haben das auch mit ihren Eltern besprochen. Wenn die sich an ihr eigenes Abitur erinnern, merken sie ja auch, wie der Leistungsdruck angeheizt wird.

Stört das denn die Eltern, wenn der Leistungsdruck steigt?

Teilweise sind sie schon schockiert, wenn die Schule zur reinen Lernfabrik wird. Das ist etwas, worauf sie empört reagieren. Und außerdem müssen sie natürlich immer öfter Nachhilfestunden blechen. Für einige ist das wirklich nicht einfach. Natürlich gibt es für die Leute am Gymnasium immer noch Privilegien, aber es gibt auch viele, die den ökonomischen Druck schon spüren. Bei mir in der Schule gibt es immer mehr, die sich keine Nachhilfe leisten können. Vor allem spüren sie das Hetzklima, sie spüren die zunehmende Konkurrenz und sie merken, daß sie immer mehr gegeneinander ausgespielt werden. Das ist auch ein Grund warum die ganze Sache aufgebrochen ist. Man spürt, was Abbau des Sozialstaats heißt. Man merkt - auch in München -, daß die die soziale Realität immer weiter auseinanderklafft: 3.000

Millionären stehen 300.000 Menschen gegenüber, die unterhalb der Armutsgrenze leben. Und man hört, auch aus Frankreich, daß es so etwas geben kann wie eine SchülerInnenbewegung.

Wenn ihr z.B. gegen die Kürzungen an den Schulen protestiert, wie macht ihr klar, daß es Euch nicht darum geht, das Geld bei der Arbeitslosenhilfe oder bei den Renten einzusparen?

Wir sehen uns als Teil einer allgemeinen Bewegung gegen den Sozialabbau, die versucht, den Leuten klar zu machen, was ihnen an Lebensstandard geraubt wird, und auf wessen Konto das geht. Wir wollen natürlich nicht, daß auf Kosten der Flüchtlinge oder der Arbeiter der Standard an den Schulen aufrechterhalten wird. Sondern wir versuchen zu zeigen, daß es einen Angriff gegen alle ökonomisch und sozial Schwachen gibt, und daß wir uns zusammen dagegen wehren müssen.

Bei sozialen Protesten ist doch der Gedanke der Solidarität gar nicht unbedingt das nächstliegende. Oft handelt es sich ja um die pure Angst um die eigene Position: den Arbeitsplatz, den Ort in der Bildungshierarchie, in der sozialen Hackordnung...

Klar, die Mobilisierung geschieht meistens erstmal aus Ängsten. Die Leute merken, sie verlieren etwas, und dann geht es um Verteidigung. Da gibt es auch immer die Möglichkeit, daß es in die falsche Richtung läuft, z.B. wenn Studenten dann den Standort verteidigen wollen. Und außerdem sind wir natürlich nicht an den relevanten Stellen, z.B. Hauptschulen und Realschulen. Dort wird sich der Unmut noch krasser ausdrücken, aber dieser Unmut ist weitgehend von der Ausgrenzung ausländischer Menschen bestimmt. Wenn ich Leute von früher treffe, die jetzt auf der Hauptschule sind, sagen die z.B.: Ausländer sind schon ganz o.k., aber das sind mir zu viele, die da auf der Schule sind. Dort, wo die Leute wirklich das Gefühl haben, etwas zu verlieren, an den Haupt- und Realschulen, da tendieren sie eher nach rechts. Deshalb kommt es ganz wesentlich darauf an, daß die Gemeinsamkeiten hervorgehoben werden, und daß nicht die einen gegen die anderen kämpfen. Ich glaube, das ist z.B. ein Unterschied zu den Kämpfen der 70er und 80er Jahre. Damals war alles vielleicht noch etwas utopischer, spielerischer. Heute sind die Kämpfe existentieller: nicht nur viel näher an der materiellen Grundlage, sondern auch, was die Gefahr angeht, daß alles nach rechts abrutscht.

Gibt es an den Schulen, die Ihr kennt, so etwas wie faschistische Mobilisierung?

An der Georg-Büchner-Realschule gab's eine Clique von Neonazis, die SchülerInnen terrorisiert haben, die an die Wand gesprüht haben, „Willst du in die Büchner rein, mußt du ein Heil-Hitler sein"; in der Rudolf-Diesel-Realschule in Neuhausen ist ein Kader der JN; bei uns am Gisela-Gymnasium wurde versucht, Flugblätter der NPD zu verteilen. Die Versuche gibt es, und ich denke, daß sie extremer sind in den Real- und Hauptschulen.

Gleichzeitig gibt's ja einen erstaunlichen Zulauf bei der Jugend-Antifa...

Was Gegenkultur angeht oder „Bewegung", ist in letzter Zeit schon einiges entstanden, vor allem im Antifa-Bereich. Z.B. die Zeitschriften Pro k und Antifa-Jugendinfo aus Laim, das in einer Auflage von 2000 Stück erscheint. Das ist schon was, auch wenn es mir inhaltlich nicht gefällt. AA (Antifaschistische Aktion) oder AJF-ML (Antifa Jugendfront München-Laim), da lebt sich so ein Organisationskult aus. Man muß ihnen natürlich zugute halten, daß sie eine aktive Jugendarbeit machen.

Wovon sind denn die Leute bei den Antifa-Organisationsansätzen fasziniert - von der Analyse, die alles zu erklären vorgibt, oder von der Militanz und Radikalität?

Die Spekulation auf den Militanz-Chic geht doch völlig an der Realität vorbei. Hier zum Beispiel, in dem Heft, wo steht: „Nicht für Spießer!", diese Überheblichkeit, die finde ich ganz falsch. Eine sterile und, was das Lebensgefühl angeht, völlig uninteressante Bewegung.

Apropos uninteressant, was müssen wir tun, damit die „hilfe" auch schon von SchülerInnen gelesen wird?

Na ja, bis jetzt ist sie auf jeden Fall zu intellektualistisch und kommt zu speziell als „linke Zeitschrift" daher, als daß sie die Leute ansprechen könnte. Aber ihr könnt ja noch üben.∆

Die SIM trifft sich wöchentlich am Montag um 18.30 h im DGB-Haus, Schwanthaler Str. 64

Bewaffneter Müßiggang: Lindsay Anderson: If..., GB 1968

Freizeitdress

Die Entkopplung von Arbeitszeit und Einkommen

Die Forderung nach einem arbeitsmarktunabhängigen Existenzgeld ist wie die Klingel im Pawlowschen Versuch: Während sich der „gesunde Menschenverstand“ darüber erregt, daß „die Faulen dann genauso viel verdienen wie die, die arbeiten gehen“, verwirft der durchschnittliche Linksradikale die Forderung als reformistische Systemkosmetik. Worin sich beides trifft, ist das Verlangen nach Eindeutigkeit: Die einen verteidigen deutsche Arbeitsethik, nach der nur anständig bleibt, wer malocht, die anderen ein politisches Reinheitsgebot, nach dem die radikale Kritik der Verhältnisse über allem anderen steht.

Keine Arbeit, gute Laune

Dabei lassen sich manche Mißverständnisse leicht aus dem Weg räumen, wenn man die Geschichte der Existenzgeld-Forderung nachzeichnet. Wie Michael Bättig von der Arbeitslosenselbsthilfe Oldenburg (ALSO) aufzeigt, wurde die Forderung auf dem Bundeskongreß der Erwerbsloseninitiativen 1982 keineswegs in sozialreformerischer Absicht entwickelt. Sie entstand in Abgrenzung zu den gewerkschaftlichen Konzepten der „Arbeit für alle“, weil „Arbeit unter den herrschenden Bedingungen bedeutet, überflüssigen Unsinn zu produzieren und sowohl die innere wie die äußere Natur des Menschen zu zerstören. Dagegen wurde ein Existenzrecht unabhängig von Lohnarbeit eingeklagt: ‘Dem Leben für das Kapital setzen wir das Leben für uns, der Destruktion durch das Kapital die Sabotage, der Arbeit die Identität der Nicht-Arbeit entgegen.’“ [0]

So verstanden die Erwerbsloseninitiativen die Existenzgeldforderung als Angriff auf die Armutskontrolle im keynesianischen Wohlfahrtsstaat. Anders als die Sozialhilfe sollte das Existenzgeld nicht von der Bürokratie zugeteilt werden und nicht mit dem Zwang, zu arbeiten bzw. sich dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen, gekoppelt sein. Außerdem propagierten die Initiativen direkte Aktionen wie „Selbstbedienung in Supermärkten oder am Arbeitsplatz, Nulltarifaktionen..., eigenständige Mietkürzungen und Stromklau“ und zielten strategisch auf „die Entkoppelung von Arbeit und Einkommen und mehr Gleichwertigkeit zwischen Lohn- und Haus-, bzw. Reproduktionsarbeit“ [1] ab. Es ging also um „eine praktische Aneignungsbewegung“ von unten und somit letztlich um „bessere Voraussetzungen für eine revolutionäre Umwälzung der Gesellschaft“ (Bättig).

Damit gehörte die Forderung Anfang der 80er Jahre zu den radikaleren Positionen in der Linken. Während DKP und K-Gruppen Vollbeschäftigung forderten und einen protestantisch-staatssozialistischen Arbeitsbegriff verteidigten, in dem Produktions- und Lohnarbeit als das Maß der Dinge galten, hinterfragten die operaistisch [2] beeinflußten JobberInnen und Erwerbslosen die bedingungslose Unterwerfung unter das Kapital. Das war nicht nur klug, weil es mit einem Leistungsethos brach, das historisch eng mit bürgerlicher, kapitalistischer und patriarchaler Herrschaft verwoben ist, sondern auch, weil es eine unmittelbare Perspektive radikaler Umwälzung aufzeigte. Dahinter stand die von der Linken in den 60ern und 70ern gewonnene Erkenntnis, daß Unterdrückung nicht nur vom Staat und den existierenden Eigentumsverhältnissen, sondern auch von Arbeits- und

Lebensorganisationen ausgeht, in denen sich gesellschaftliche Machtverhältnisse verfestigen und reproduzieren. Schließlich unterschied dies die Neue Linke wesentlich von den StaatssozialistInnen. Sie begriff, daß fordistische Fabrikarbeit auch unter sozialistischen Eigentumsverhältnissen entfremdet bleibt. Antikapitalistischer Kampf durfte deshalb nicht auf revolutionäre Machtübernahme und etatistische Vergesellschaftungsmodelle beschränkt werden. Er drückt sich vor allem in der Aneignung des eigenen Lebens noch unter bestehenden Verhältnissen aus. Genau in diesem Prozeß der Rückeroberung formt sich eine Gesellschaft, die über den Kapitalismus hinausweist.

Keine Arbeit, schlechte Laune

Ende der 80er/ Anfang der 90er Jahre verwandelte sich der Kontext der Existenzgeld-Forderung.

Das Gerede von irgendwelchen Jobwundern im Dienstleistungssektor konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Entwicklung der Arbeitslosenrate nichts mehr mit Konjunkturlagen zu tun hat. Die Erwerbsloseninitiative „Glückliche Arbeitslose" beschreibt den existierenden Zustand in ihrem Manifest ganz richtig: „Läuft der Betrieb schlecht, dann wird entlassen, läuft er gut, dann wird in Automatisation investiert und auch entlassen." [3] Das heißt, das keynesianische Vollbeschäftigungsversprechen wird nicht wieder eingelöst werden, die Arbeitslosigkeit wird in den nächsten Jahren weltweit weiter zunehmen. Zudem gerät das existierende Modell von Armutsverwaltung und Sozialbürokratie auch ideologisch unter Druck. Der neoliberale Diskurs vom „schlanken Staat" verlangt den größtmöglichen Abbau von Arbeitsplätzen in Verwaltung und öffentlichem Dienst - von der Polizei einmal abgesehen.
So drängt sich den politischen Eliten in doppelter Weise ein Umbau des Sozialstaats auf: Ein Sozialsystem kann nicht mehr von Vollbeschäftigung ausgehen, und die aufwendige Wohlfahrtsbürokratie muß durch ein effizienteres Modell abgelöst werden. Auf diese Weise haben sich selbst Marktliberale dem Grundsicherungsmodell genähert, allerdings - wie nicht anders zu erwarten war - unter ganz anderem Vorzeichen. Die FDP schlägt ein Bürgergeld vor, das einer negativen Einkommenssteuer entsprechen würde und vor allem die Funktion besitzen soll, Niedriglöhne zu subventionieren [4]: Wenn das Einkommen durch Arbeit nicht mehr reicht, zahlt der Staat das, was das Kapital nicht aufbringen will - eine lustige Variante des Liberalismus.
Währenddessen begreifen die SozialreformerInnen bei Grünen und PDS die Existenzgeldforderung vor allem als sozialtechnologisches Problem. Die Grünen wollen 800 DM monatlich einführen, die PDS spricht von 50% des Durchschnittseinkommens, also von ca. 1.400 DM, aber bei beiden geht die Debatte nur um Höhe und Finanzierbarkeit der Zahlungen. Das ist ganz sicher kein Zufall, schließlich besteht die wesentliche Aufgabe des Parlamentarismus darin, bürgerliche Herrschaft und Besitzverhältnisse zu stabilisieren [5]. Wer sich auf diese Spielregeln einläßt, darf sich nicht wundern, wenn emanzipatorische Vorstellungen verloren gehen. Die Grundsicherungsdebatte der Parteien verbreitet Nebelschwaden, die den Blick auf die Essenz der Existenzgeldforderung verstellen.

Aber auch bei den Erwerbsloseninitiativen hat sich die Existenzgeldforderung nach 82 verändert. Bättig erklärt, daß sich die Arbeitsloseninitiative Oldenburg, die diese Debatte intensiv geführt hat, schon bald von der Vorstellung von „Arbeitslosigkeit als Chance" verabschiedet habe. „Arbeit, gerade unter kapitalistischen Verhältnissen, ist nicht nur Mehrwertproduktion und Ausbeutung, sie stellt ebenso die einzig allgemein akzeptierte Vergesellschaftungsform dar", schreibt die ALSO schon 1985 [6]. Arbeitslosigkeit wird als Ausschluß aus der Gesellschaft und den „Zentren der sozialökonomischen Macht" (Bättig) verstanden. Zuletzt bleibe doch wieder nur eine unsichere Perspektive als JobberIn und prekär Beschäftigte/r.

Selbst gemachte Schuhe

Der „Kampf gegen die Arbeit" ist spätestens Ende der 80er an eine Grenze geraten. Sicherlich ist richtig, daß Arbeitszentrierung und Leistungsethos Phänomene der bürgerlichen Gesellschaft sind, die es aufzuheben gilt. Und auch den „Glücklichen Arbeitslosen" läßt sich kaum widersprechen, die mit ihrem u.a. in der taz nachgedruckten Manifest in den letzten Monaten einiges Aufsehen erregt haben, und die davon ausgehen, daß das grundlegende Problem der prekär Beschäftigten und Erwerbslosen nicht in der Arbeits-, sondern in der Geldlosigkeit bestehe. Die Frage ist nur, ob der „Kampf gegen die Arbeit" - wie er in den 80ern entworfen wurde - eine politische Perspektive aufzeigen kann. Im Manifest der „Glücklichen Arbeitslosen" wird deutlich, welche Probleme diese Strategie birgt: Die Ausgrenzung aus der Arbeitswelt wird positiv gewendet und vorkapitalistische Formen moralischer Ökonomie werden als Ausweg präsentiert. Das führt in dem Manifest zu der absurden These, die Überlebenswirtschaft afrikanischer Sippen könne als positives Beispiel dienen, um dem kapitalistischen Arbeits- und Erwerbsterror zu entkommen:

„Es ist unmöglich, in Afrika zu leben, ohne einer Gruppe, einer Sippe, einem Freundeskreis anzugehören. Innerhalb jedes dieser Netze wird das Geld durch ein genau festgesetztes System von Geschenken, Spenden, Anlagen, Darlehen und Rückzahlungen in eine permanente Zirkulation gesetzt. Da die Möglichkeiten, eine größere Summe zu erhalten, in der Familie angehäuft sind, kann sie jederzeit über eine Geldmenge verfügen, die ohne Vergleich mit ihren kargen Ressourcen ist. Zudem ist dieser Geldverkehr nur ein Teil jener „Ökonomie der Gegenseitigkeit", neben dem Austausch von Reparatur-, Pflege- und Installationsleistungen, selbstangefertigten Schuhen und Klamotten, kollektiv gekochtem Essen, Metall-Verarbeitung, Tischlerei, Erziehung und Gesundheitswesen, die Feten nicht zu vergessen, die die Gruppen zusammenhalten." [7]

Die „Glücklichen Arbeitslosen" sagen nicht so richtig, was sie mit diesem Verweis meinen; sie sprechen von einem sich öffnenden „experimentellen Feld, das wir die Suche nach unklaren Ressourcen nennen". Aber die Richtung ist klar: Der Kapitalismus soll überwunden werden, in dem man ihn einfach verläßt. Das alte Übel linksalternativer und autonomer Nischenpolitik kehrt in neuem Gewand zurück. Andreas Benl hat in der jungle world (Februar 98) für diese Strategie die schönen Worte „arm, aber glücklich" gefunden.

In Wirklichkeit ist die Flucht in alternative Subsistenzbereiche das genaue Gegenteil einer antikapitalistischen Strategie. Sie führt zur Selbstausbeutung in prekären Arbeitsverhältnissen und ist völlig kompatibel mit der kapitalistischen Tendenz, immer mehr Menschen aus dem Verwertungsprozeß auszuschließen.

Die von den Erwerbsloseninis der 80er entworfene Aneignungsbewegung - den Reichtum im Kapitalismus direkt und kollektiv zu vergesellschaften - wird damit ad absurdum geführt. Aber nicht nur die offene Flanke zum Subsistenz-Diskurs, auch ein rein taktisches Argument spricht gegen die Parole „Kampf der Arbeit". Diese entstand zwar in Abgrenzung zum damals noch halboffiziellen Vollbeschäftigungsdiskurs der Gewerkschaften, beinhaltete aber die Tendenz, zwischen Erwerbslosen und Beschäftigten zu polarisieren.

Was als Widerstand gegen Gewerkschaftsapparate richtig ist, kann andererseits zu einer völlig unproduktiven Auseinandersetzung mit dem „senso comune" in der Bevölkerung führen. Für viele MalocherInnen stellt nämlich Lohnarbeit - wenn sie nicht völlig verblödet ist - etwas durchaus Positives dar: soziale Kontakte, Weiterbildung, Anerkennung - eben „die einzig allgemein akzeptierte Vergesellschaftungsform". Es ist relativ elitär, diese Einstellung von vornherein als „entfremdetes Bewußtsein" zu verurteilen.

Letztlich muß ein erfolgversprechender, sozialrevolutionärer Ansatz darum bemüht sein, das Recht auf Arbeit mit dem Recht auf Faulheit zu versöhnen. Alle diese Wünsche, die nach sinnvoller Tätigkeit - und zwar nicht erst in ferner Zukunft - , arbeitsmarktunabhängigem Einkommen und dem Recht auf Faulheit, sind unmittelbare Bedürfnisse, die der kapitalistischen Gesellschaft notwendig entspringen und sie gleichzeitig zu sprengen drohen.

Das Kapital ist nicht nur der Faulheit, sondern auch der Arbeit gegenüber ein höchst widersprüchliches Verhältnis: Kapital entsteht durch Arbeit und tendiert gleichzeitig dazu, sie abzuschaffen. Es eignet sich die menschliche Kreativität an und negiert sie genau dadurch permanent. Es kapitalisiert die „Freizeit" in einer gewaltigen Wachstumsbranche, läßt aber Faulheit als unerträgliches Laster erscheinen.

Für die ALSO folgte daraus, die ursprünglich konträr diskutierten Bedürfnisse nach Arbeit und Faulheit in eine gemeinsame Debatte einzubringen. Bättig bezeichnet dies als Diskussion um einen Gesellschaftsvertrag „von unten". Mit diesem Begriff, „Gesellschafts-" bzw. „Geschlechtervertrag", bezeichnen gramscianisch beeinflußte TheoretikerInnen wie Frigga Haugg eine gesellschaftliche Debatte, mit der Lebens- und Arbeitsverhältnisse jenseits des Kapitalismus thematisiert werden können. Ziel ist nicht eine mit Staat und Kapital neu auszuhandelnde Herrschaftsregulation, sondern eine Verständigung der Subalternen über kollektive Kampfziele.

In den 1992 von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Sozialhilfeinitiativen formulierten „13 Thesen gegen falsche Bescheidenheit und das Schweigen der Ausgegrenzten" werden vier Punkte für eine solche Debatte vorgegeben: „1) eine existentielle Absicherung für alle durch ein Einkommen, das dem gesellschaftlichen Reichtum angemessen ist, unabhängig von Nationalität, Geschlecht und Familienstand und ohne Zwang zur Arbeit; 2) eine radikale Arbeitszeitverkürzung, damit alle, die arbeiten wollen, auch arbeiten können; 3) eine gerechte Umverteilung der

gesellschaftlich notwendigen Arbeit auf alle Menschen und 4) die Aufhebung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung."

Zwei Stück Kuchen

Als Hauptargument gegen die Existenzgeldforderung wird fast immer der Reformismusvorwurf aus dem Sack geholt. Es wird - nicht zu Unrecht - eingewendet, daß sich Forderungen, selbst wenn sie gesellschaftliche Debatten von unten in Gang bringen sollen, letztlich immer an den Staat richten und in sozialreformerischen Diskussionen aufgehen. Oder wie es das Freiburger „bündnis gegen arbeit" formuliert: „Die Grundsicherungsforderung, die von autonomen Gruppen wie felS auch in den 90ern erhoben wird, wird sich daraufhin prüfen lassen müssen, ob sie nicht frei nach dem Faustschen Prinzip zwar das Gute will, aber das Schlechte schafft, also der liberalen Bürgergeldvariante ungewollt das Wort redet." [8] Und etwas fetziger dann im gleichen Heft: „Wenn Arbeitsfetisch und Etatismus erst einmal kritisiert, sowie die Leier von der 'Vermittlung linker Politik' und der 'Radikalisierung' affirmativer Bewegungen als Heimatsehnsucht durchschaut sind, die immer nur nationalen Opportunismus hervorbringen, dann können wir endlich über das Selbstverständliche sprechen. Reden wir über das, was von den Linken allseits kollektiv beschwiegen wird. Reden wir über Kommunismus... Reden wir nicht nur über die Abschaffung der Lohnarbeit, sondern über die Abschaffung der Arbeit überhaupt. Über die soziale Liquidation des Geldes... Über die Abschaffung des Staates und über die Liquidation des Kapitals..." Spätestens hier wird die Reformismuskritik ebenso großkotzig wie banal. Gesellschaftliche Kritik, die sich darauf beschränkt, daß diesseits der Revolution menschliche Bedürfnisse nicht befriedigt werden können, bleibt steril, setzt gesellschaftlich nichts in Bewegung und besitzt eine seltsame Nähe zu religiösen Heilserwartungen. Das Problem sozialistischer Politik besteht gerade darin, daß wir heute nicht mehr sagen können, wie eine reale Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die Liquidation des Staates aussehen könnten [9]. Wir wissen, daß das Leninsche Revolutionskonzept, in dem politischer Umsturz und Verstaatlichung der Produktionsmittel den strategischen Kern ausmachen, nicht ausreichend war. Die italienische Linkskommunistin Rossana Rossanda hat diese klassischen Elemente schon Anfang der 70er Jahre als „notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen" für eine sozialistische Umwälzung bezeichnet. Zwar kann es keinen umfassenden Bewußtseinsprozeß in einer Welt mit kapitalistischen Besitzverhältnissen geben, aber ohne Zertrümmerung der psychischen und kulturellen Herrschaftsformen bleibt auch die Vergesellschaftung der Ökonomie ein rein formaler Prozeß.

So gesehen taugt die Forderung nach „the whole fuckin' bakery" nur als einfache Provokation. Letztlich geht es nämlich doch immer wieder um die Beschreibung konkreter Veränderungen: Wie können gesellschaftlich notwendige Arbeit und Güter gerecht verteilt werden, wie können Meinungsbildungsprozesse aussehen, wie läßt sich das Existenzrecht aller Menschen umsetzen? Die Antwort „durch den Kommunismus" ist da nicht mehr als eine Wortblase, die platzt, sobald man sie genauer untersucht. Was Kommunismus sein könnte, läßt sich nur in Kämpfen entwickeln, die den heutigen Widersprüchen entspringen und deshalb auch in den von den existierenden Verhältnissen bestimmten Formen auftreten müssen. Das bedeutet, daß sich Gesellschaftsalternativen anhand unmittelbarer, d.h. ambivalenter Forderungen entfalten müssen. Seltsamerweise haben gerade Bewegungen, die wie die mexikanischen Indígena-Gemeinden oder die französischen Sans Papiers und Sans Travail selbstverständliche Rechte einfordern, soziale Sprengkraft entwickelt. Sie verlangen, daß der Kapitalismus das, was er für sein Entstehen und seine Entwicklung braucht, auch einlöst: Demokratie, Selbstbestimmung, Gleichheit, Gesellschaftlichkeit.
Das Problem des Kapitalismus besteht gerade darin, daß er die Bedürfnisse blockiert, die er ermöglicht: Er produziert Wohlstand, den er nicht vernünftig verteilen kann. Er vergesellschaftet in noch nie dagewesener Weise die Subjekte, trennt sie aber über den Markt voneinander. Er proklamiert Bürgerrechte, schließt aber die Mehrheit der Weltbevölkerung davon aus. Er redet vom Universalismus, ethnisiert und „gendерisiert" aber in noch nie dagewesenem Maße.
Wenn soziale Bewegungen nicht darüber hinausgekommen sind, den Kapitalismus auf höherem Niveau zu stabilisieren, hat das nicht vorrangig damit zu tun gehabt, daß ihre Forderungen zu reformistisch waren. Die sozialstaatlichen Reformen in den Industriestaaten hatten gleichermaßen mit der gemäßigten Arbeiterbewegung wie mit der Existenz revolutionärer Gruppen zu tun. Auch eine völlig antagonistisch auftretende Kraft kann objektiv gesehen eine Gesellschaft modernisieren: Jede Bewegung, die nicht gewinnt, transformiert den Kapitalismus [10] .
Die entscheidende Frage bei der Existenzgeldforderung lautet also nicht, ob sie reformistisch ist oder nicht, sondern ob sie bewußt unvermittelt vorgetragen wird. Die Sans-Papiers haben bei ihrer Kirchenbesetzung 1996 jede Vermittlung durch die ewigen Feuerwehrleute von SOS-Rassismus etc. abgelehnt. Genau dadurch und nicht durch irgendeinen revolutionären Gestus blieben sie unintegrierbar und politisch beweglich.
Für die Existenzgeldforderung müßte gelten, daß sie Ausgangspunkt und Teil einer Aneignungsbewegung wird: Alle haben Anspruch auf Anteilnahme am gesellschaftlichen Reichtum. Der Kampf um gesetzliches Einkommen steht dem Bedürfnis auf sinnvolle Tätigkeit nicht entgegen. Zwar gibt es nichts Schwachsinnigeres als die Debattenbeiträge der alternativ-liberalen KommunitaristInnen (z.B. Hannes Koch in der taz vom 5.5.98), die um jeden Preis Arbeit in der Gemeinschaft herbeizaubern wollen und sich eine Welt aus kooperativen Nach-

barschaften mitten im Kapitalismus vorstellen. Aber andererseits ist das Bedürfnis nach der „einzig allgemein akzeptierten Vergesellschaftungsform“ Arbeit auch nicht nur der Doofheit der Massen geschuldet. Der Kampf um Existenzgeld könnte aus diesem Grund zu einer Klammer für die zersprengten Teile des modernen Proletariats werden, in dem gemeinsame Interessen entdeckt und verfolgt werden: ImmigrantInnen, prekär Beschäftigte, Erwerbslose, Frauen, die seit jeher unbezahlte Hausarbeit leisten müssen, aber auch fest beschäftigte ArbeiterInnen, die zunehmend unter Lohndruck geraten. In diesem Sinne: Gegen falsche Bescheidenheit und für bessere Zeiten.Δ

Raul Zelik

[0] Michael Bättig: Existenzgeld für alle!; in: ak 411, Februar 1998
[1] ebenda
[2] Der Operaismus entstand als radikale Marx-Interpretation Mitte der 60er Jahre vor allem in Italien. Er ging davon aus, daß der Klassenwiderstand, und nicht wie im sowjetischen Marxismus die Entwicklung die Produktivkräfte, der entscheidende Motor der Geschichte sei. Technologische Neuerungen wie die Einführung des Fließbandes wurden als Antworten des Kapitals auf die Widerständigkeit der Arbeit (in Form von Arbeitsverweigerung, Abstinenz usw.) verstanden. Als Massenbewegung brachte die neue italienische und z.T. auch französische und iberische Arbeiterautonomie eine Rückkehr zur direkten, von Gewerkschaften unvermittelten Aktion hervor: wilde Streiks, Umzüge in der Fabrik, Besetzungen etc. Die wichtigste deutschsprachige Publikation, die sich am Operaismus orientiert, war und ist die Wildcat.
[3] in: Wildcat-Zirkular 39, September 1997
[4] "Durch den Wegfall von Niedriglohntätigkeiten... sind Menschen, die weniger qualifiziert sind, aber durchaus einfache Tätigkeiten verrichten könnten, arbeitslos und leben von Lohnersatzleistungen bzw. Sozialhilfe. Solche Tätigkeiten müssen auf dem Arbeitsmarkt bezahlbar werden. Für Arbeitsverhältnisse mit geringer Produktivität, bei denen der Lohn nicht zu einem ausreichenden Einkommen der Arbeitnehmer und ihrer Familien reicht, sollen verbesserte Mischformen zwischen Arbeitsentgelt und staatlichen Transferleistungen („Kombi-Einkommen“, „Negativsteuer“) zum Einsatz kommen.“ (aus dem Entwurf des FDP-Wahlkampfprogramms 1998)
[5] Erhellend sind in diesem Zusammenhang die Texte von Johannes Agnoli, z.B.: Der Staat des Kapitals und weitere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg 1995
[6] Michael Bättig: ebenda
[7] Wilcat-Zirkular 39, September 1997
[8] in: terror der ökonomie - elend der politik, Freiburg 1998
[9] vgl. Realsozialismus-Schwerpunkte der Arranca Nr.6,7 und 10
[10] Wer zu dem Verhältnis von radikalem Widerstand und gesellschaftlicher Transformation mehr lesen will, dem/der seien die von der TheKla übersetzten Schriften von Mario Tronti, einem Theoretiker der italienischen „Arbeiterautonomie“ empfohlen.

Euromarsch- & Arbeitsloseninitiativen in München

Die Euromarsch-Initiative München, die im Februar 1997 gegründet wurde, wendet sich gegen Erwerbslosigkeit, ungeschützte Beschäftigung und Ausgrenzung. Die Initiative bezieht sich auf den Kampf gegen Sozialabbau durch die Arbeitslosenorganisation „Agir contre le chômage“, die schon 1994 einen Marsch von Arbeitslosen und sozial Benachteiligten durch Frankreich organisiert hatte und die zusammen mit anderen Organisationen 1996 zu Euro-Märschen aus allen EU-Ländern zum Regierungsgipfel nach Amsterdam aufrief, wo am 14. Juli 1997 50.000 Menschen zum Abschluß des Gipfels demonstrierten. 1998 fordern die französischen Arbeitslosen die Erhöhung der Sozialhilfe und des Arbeitslosengeldes und sofortige Einführung der 35-Stunden-Woche ohne Lohnverzicht. In der Bundesrepublik haben Arbeitslosen- und Euromarsch-Initiativen bis zur Bundestagswahl regelmäßig einmal im Monat am Tag der Bekanntgabe der Arbeitslosenzahlen Aktionen vor Arbeitsämtern angekündigt. Gefordert werden die europaweite Einführung der Höchstarbeitszeit von 35 Stunden, Arbeitszeitverkürzung auf 30 Stunden bei vollem Lohnausgleich in der BRD, sofortige Erhöhung des Arbeitslosengeldes und der Sozialhilfe um 200 DM, garantiertes Mindesteinkommen von 1.500 DM plus Warmmiete, Maßnahmen gegen rassistische Ausgrenzung, Recht auf deutsche Staatsbürgerschaft für alle, die hier leben, Stop des Bildungsabbaus und eine Steuerumverteilung nach unten.

Die Sommer-Termine der Münchner Euromarschinitiative sind der 7. Juli, der 6. August und der 9. September. Die Initiative trifft sich 14tägig donnerstags um 19 Uhr in der „Glockenbachwerkstatt“, Blumenstraße 7. (Kontaktadresse Christiaan Boissevain, Tel./Fax 089/54072283; http://www.link-m.de/heinsiedel/eurom/(Spendenkonto: Hellmich-Gase, Stadtsparkasse München Kto.Nr. 5678, BLZ 70150000).

Der Arbeitskreis Arbeitslosigkeit in der IG Medien und IG Metall trifft sich dienstags im Gewerkschaftshaus in der Schwanthalerstraße (sonstige Termine werden auf Flugblättern bekanntgegeben).

Am 14. Juni ist eine europaweite Großkundgebung in Cardiff/Großbritanien geplant, und am 20. Juni rufen die Aktionsbündnisse von Arbeitslosen, GewerkschafterInnen, StudentInnen, Basisgruppen, Kircheninitiativen und TrägerInnen der „Erfurter Erklärung“ zu einer Großdemonstration in Berlin auf. Gefordert werden u.a. eine gerechte Verteilung von Arbeit, eine sozial und ökologische Steuerreform, gleiche Bildungschancen und eine neue Weltwirtschaftordnung.

Informationen zum Thema:
Seit 1985 gibt es die überregienale und unabhängige Monatszeitung für Arbeitslose „quer“, herausgegeben von Arbeitslosenzeitung quer e.V., Frankfurt/Main; Brain e.V., Berlin; Postfach 14 12, 09581 Freiberg; Tel. 0172/3709347. In den Münchner Lokalberichten (Tel./Fax: 089/5028112), die 14tägig erscheinen und zwei Mark kosten, informieren Müncher Initiativen über aktuelle Termine.

Militärdemokratie

Gespräch mit Salima Mellah über die Hintergründe des Terrors in Algerien

Circa 120.000 Tote, 250.000 Verletzte, 250.000 Waisen, 12.000 Verschwundene und über 500.000 ins Ausland geflohene Menschen - das ist die offizielle Bilanz des Krieges in Algerien. Die Zahl der Flüchtlinge innerhalb Algeriens ist unbekannt. Als 1992 das algerische Militär die Macht übernahm, um den bevorstehenden endgültigen Wahlsieg der Islamischen Heilsfront (FIS) zu verhindern, begannen die Massaker an der Bevölkerung. Das Regime behauptet, die Schuld trügen islamistische Terroristengruppen wie die GIA, die einen fundamentalistischen Gottesstaat herbeimorden wollten. Es verbittet sich jegliche Einmischung von außen. Die europäische Union und ihre VertreterInnen gaben sich bisher mit den Informationen der algerischen Regierung zufrieden, da die Gleichung Fundamentalisten gleich Terroristen für sie offenbar die nächstliegende und bequemste Erklärung für die Situation in dem nordafrikanischen Land zu sein scheint. 80 % der flüchtenden Menschen sind Frauen und Kinder, die entweder innerhalb der algerischen Landesgrenzen auf der Flucht sind oder in die Nachbarländer flüchten. Ins sichere Europa gelangt kaum jemand.

Salima Mellah ist Vertreterin von algeria watch. Wir haben im März mit ihr gesprochen, anläßlich einer Veranstaltung des Bayerischen Flüchtlingsrates, „Frauen auf der Flucht".

Wie lange gibt es algeria watch schon, und wie sieht die Arbeit der Organisation aus?

Algeria watch als Verein gibt es noch nicht so lange. Nicht einmal ein Jahr. Algeria watch ist das Ergebnis langjähriger Arbeit zu Algerien, die wir endlich offizialisieren wollten. Wir hatten vorher als anonyme Gruppe gearbeitet, in verschiedenen Bereichen, zu verschiedenen Themen - auch mit Flüchtlingen. Dann haben wir gedacht, es wäre jetzt wichtig, dem Ding einen Namen zu geben und genau festzulegen, was wir machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkt war unsere Arbeit eher beliebig geblieben. Jetzt machen wir systematische und kontinuierliche Informations- und Dokumentationsarbeit zu den Menschenrechtsverletzungen in Algerien. Wir haben festgestellt, daß die Hauptschwierigkeit darin besteht, an Informationen heranzukommen. Dieses Problem gäbe es nicht, wenn das, was die Flüchtlinge hier erzählen, ernster genommen würde. Sie können viel berichten über Menschenrechtsverletzungen und die Verfolgung, die sie erlitten haben. Es ist unser Anliegen, die Verfolgungen der Flüchtlinge, die hierhergekommen sind, genau zu dokumentieren. In einem längerfristigen Projekt soll daraus eine Dokumentation entstehen. Allerdings sind diese Schilderungen, die wir aufzeichnen, auch heute schon Gegenstand unserer Öffentlichkeitsarbeit. So können wir beispielsweise, wenn wir ein kleineres Dossier zur Folter in Algerien herausgeben wollen, natürlich darauf zurückgreifen, was die Menschen uns erzählt haben - auch wenn eine größere Dokumentation zur Verfolgung erst zu einem späteren Zeitpunkt vorgesehen ist. Davon ausgehend versuchen wir Forderungen zu stellen und darauf hinzuarbeiten, daß die Leute hierbleiben können, daß ein Abschiebestopp erlassen wird. Wenn sich andere Initiativen mit Fragen an uns wenden oder etwas über konkrete Fälle erfahren wollen, unterstützen wir sie mit Doku-

mentationen und Informationen, soweit wir welche dazu haben. Das ist die Arbeit von algeria watch. Uns ist es - auf lange Sicht - auch wichtig, nach dem Krieg Geschichtsaufarbeitung zu leisten, gerade um Traumata zu bewältigen. Und es ist notwendig, so früh wie möglich damit anzufangen - eben zu dokumentieren, damit später, ich möchte das mal so pathetisch ausdrücken, die Wahrheit ans Licht kommt, um so den Opfern und den Familien der Opfer gerecht zu werden. Um ihnen Raum zu geben, Anerkennung zu geben. Wir wissen ja aus der Geschichte, daß gerade die Opfer vergessen werden, denn plötzlich sind sie nicht mehr wichtig - die Seite wird umgedreht. Aus anderen Erfahrungen, z.B. mit Südafrika oder Lateinamerika, haben wir gelernt, daß es notwendig ist, durch Wahrheitskommissionen auf die Anerkennung des erlebten Leids hinzuarbeiten. Vielleicht auch um eine Kompensation zu erreichen, aber zuerst geht es um die moralische Anerkennung. Und wir überlegen heute schon, wie wir darauf hinarbeiten können.

Welcher besonderen Verfolgungssituation sind algerische Frauen ausgesetzt - vor dem Hintergrund der momentan sehr undurchsichtigen Lage im Land?

Ja, die undurchsichtige Lage ist im Moment das Problem. 80 Prozent der Menschen auf der Flucht in Algerien sind Frauen und Kinder. Sie fliehen vom Land in die Stadt oder in die Nachbarländer. Im europäischen Ausland werden ihre Fluchtgründe nicht anerkannt. Entführungen und Vergewaltigungen gelten nicht als politische Verfolgung. Auch die Sippenhaft, sprich die Verfolgung von Familienangehörigen politisch Verfolgter, gilt nicht als Asylgrund. Ganz abgesehen davon, daß die Anerkennung von Asylsuchenden aus Algerien bei 1% - gegenüber 4% bei Flüchtlingen aus anderen Ländern - liegt, da das Regime als demokratisch gilt.

In Algerien waren Frauen Ziel politisch motivierter Attentate...

In der Demokratisierungsphase zwischen 1989 und 1992 drängten die Frauen ins öffentliche Leben. Durch die Attentate wurden sie wieder in die Isolation getrieben. Der Reflex aufgrund der Angriffe war natürlich der Rückzug in die Familie. Klarer zu beurteilen ist die staatliche Verfolgung durch die Sicherheitskräfte wie Armee und Miliz. Naja - klarer und nicht klarer. Es werden oft genug Frauen, von denen behauptet wird, sie seien Terroristinnen, festgenommen und verschwinden ohne Verfahren. Es gibt sehr wenig Information über Vergewaltigungen in den Knästen und in den Kommissariaten und über sexuelle Folter an Frauen. Das ist ein Tabu. Gerade gläubige islamische Frauen sprechen nicht bzw. kaum darüber. Genauso ein Problem sind Gruppen, die sich islamisch begreifen und Frauen bedroht haben und bedrohen. Sie bedrohen die Frauen, weil sie sich nicht islamisch kleiden, weil sie arbeiten gehen, weil sie französisch sprechen, weil sie dies, weil sie das... Aber es gibt auch immer mehr Hinweise dafür, daß diese Gruppen eigentlich Instrumente des Geheimdienstes sind, denn es werden nicht nur westlich orientierte Frauen bedroht, sondern es wird im Grunde die gesamte Bevölkerung terrorisiert. Hier wird in der Presse immer darauf hingewiesen, daß Frauen und Kinder von fundamentalistischen Muslimen terrorisiert werden, daß ihnen auferlegt wird, auf eine bestimmte Art zu leben, und daß die bewaffneten islamischen Gruppen Druck auf diese Frauen ausüben - sie ermorden. Trotzdem mußt man da unserer Erfahrung nach aufpassen. Die Lage ist komplizierter. Es gibt innerhalb der islamischen Bewegung der verbotenen Parteien sicherlich konservative Kräfte, aber es gab und gibt auch andere. Du kannst sie nicht über einen Kamm scheren. Und bei den bewaffneten Gruppen, die Frauen bedrohen, mußt du ganz dicke Fragezeichen machen. Es ist nicht so, daß nur demokratische und dem Islam distanziert gegenüberstehende Frauen verfolgt werden, sondern auch Islamistinnen. Und es sind gerade gläubige Frauen und Kinder auf dem Land, die Massakern zum Opfer fielen.

Der algerische Konflikt wird hier häufig sehr schematisch als Kampf zwischen Fundamentalismus und Modernismus, zwischen Gottesstaat und Demokratie dargestellt. Auch die algerischen Machthaber inszenieren sich gerne als Bewahrer der Demokratie, und werden als solche von den europäischen Regierungen anerkannt und unterstützt...

Vor 1992 gab es die demokratische Phase, wie sie heute genannt wird, in der sich demokratische Parteien gegründet haben, unter anderem auch die Islamische Rettungsfront (FIS). Die FIS stand 1992 kurz davor, die Wahlen zu gewinnen. Das haben die Militärs nicht akzeptiert, denn ein Sieg der FIS hätte ihre Machtposition gefährdet, und schließlich ist das Militär schon seit der Unabhängigkeit mehr oder weniger an der Macht - allerdings immer verdeckt. Nach dem Putsch ist die FIS massiv unterdrückt worden. Es ist falsch, wenn hier immer behauptet wird, es ginge um den Kampf zwischen Fundamentalismus, gemeint ist die FIS, und Demokratie, gemeint ist der

Staat. So stimmt das nicht. Dazu will ich ein kleines Gegenbeispiel geben: Die Hamas ist eine andere islamistische Partei, die sehr wohl toleriert wird, sie ist auch im Parlament vertreten - sehr stark sogar. Sie hat sieben Ministerposten. Sie hat sich mit dem Militär arrangiert und ist damit kein Problem mehr. Die FIS war ein Problem, weil sie eine sehr populäre Partei war und eine große soziale Basis hatte, die das Regime hätte wegfegen können. Gefährlich für das Regime sind auch jene anderen Parteien, die sich für einen Dialog mit der FIS aussprechen. Nicht gefährlich sind die Parteien, die sich dem Regierungsprogramm „Terrorismusbekämpfung" anschließen. Wie die RND (Rassemblement National Dèmocratique), die neugegründete Regierungspartei, die hier gerne gefeiert wird, und die Hamas. Andere Parteien bekommen die Repression zu spüren, auch wenn sie Leute im Parlament sitzen haben, wie die Front der sozialistischen Kräfte. Ich will damit deutlich machen, daß es eigentlich nicht um Fundamentalismus versus Demokratie, Fundamentalismus versus Staat geht, sondern darum, daß das Militär an der Macht bleiben will. Die sogenannten demokratischen Parteien, die hier oft als Hoffnungträger präsentiert werden, stellen sich nicht gegen das Militär, sondern tolerieren es und werden deshalb toleriert. Nach '92 hatten die Militärs große Legitimationsprobleme. Es gab keine legalen Institutionen, dafür massive Repression und bewaffnete Gruppen im Untergrund. 1994/95 hat sich dann die algerische Opposition in Rom zusammengefunden und eine Plattform gebildet. Alle wichtigen Oppositionsparteien - u.a. auch die FIS - einigten sich auf eine Alternative, so daß das Regime unter Zugzwang geriet. Denn es hätte ja sein können, daß diese Plattform von den europäischen Partnern unterstützt würde, also mußte es handeln. Es wurden Präsidentschaftswahlen angesetzt. Der Kandidat Liamine Zeroual, den das Regime bereits vorher als Staatschef eingesetzt hatte, versprach den Frieden. Die Leute hatten genug vom Krieg und haben ihn gewählt. Dann kam die Verfassungsänderung - absolut undemokratisch: Der Präsident hat jetzt enorme Befugnisse, mehr als vorher. Es gibt ein Parlament mit zwei Kammern. Die zweite Kammer wird zu einem Drittel vom Präsidenten ernannt und kann alle Gesetze zu Fall bringen. Es gab Parlaments- und Kommunalwahlen, die massiv gefälscht wurden. Der Präsident hat, wie gesagt, eine neue Partei, die RND (Rassemblement national démocratique) gegründet. Es wird von Demokratie gesprochen. Es gibt ein Parlament mit einer Opposition, die etwas sagen darf, aber im Prinzip machtlos ist. Das Regime kann sich nach außen gut präsentieren, das zeigt auch die Reaktion der europäischen Delegation, die vor kurzem dort war. Sie kommt zurück und behauptet, es gäbe eine Demokratisierung.

Angesichts der Meldungen über die Massaker in Algerien fragt man sich, warum ermorden gläubige Muslime ihresgleichen? Als die Schuldigen werden fast ausschließlich sogenannte islamisch fundamentalistische Terrorgruppen präsentiert. Doch immer mehr Zweifel kommen auf, ob nicht noch ganz andere Interessen den Konflikt schüren. Zumindest wehrt sich die algerische Regierung vehement gegen eine internationale Untersuchung. Kürzlich behauptete die Überlebende eines Massakers laut Zeitungsmeldung, sie hätte den Bürgermeister als einen der Täter erkannt. Was ist euren Informationen nach der Hintergrund solcher Mordaktionen?

Für das Verständnis des Konflikts ist die ökonomische Dimension sehr wichtig. Zum Beispiel die IWF-Auflagen: Algerien hatte sehr hohe Schulden, hatte aber nicht vor, sich den Forderungen zu beugen. Es ging um Streichungen der Subventionen und das Einschneidendste - die Privatisierung der Staatsbetriebe und der staatlichen Böden. Es finden Massaker genau da statt, wo diese Böden privatisiert werden sollen. Es stellt sich die Frage, inwieweit da nicht ganz andere Interessen zum Ausdruck kommen. Die staatlichen Böden werden von kleinen Bauern bewirtschaftet, und sie haben das Vorkaufsrecht. Wenn sie dezimiert werden, dann können sich die Barone von Staat und Militär darauf stürzen und den Boden billig kaufen. Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Da diese IWF-

Auflagen sehr unpopulär sind, und weil es in Algerien auch eine sehr starke Arbeiterschaft und ein sehr starkes Bewußtsein für Gerechtigkeit gibt - in den siebziger Jahren ging es den AlgerierInnen ja gut - kam es in den letzten Jahren immer wieder zu Massenprotesten. Und mit Terror kann man natürlich so einen Protest niederschlagen. Das sagen auch GewerkschaftlerInnen. Sie haben festgestellt, daß jedes Mal, wenn eine größere Protestwelle anstand, der Terror zugenommen und alles kaputtgemacht hat.

Es gibt so viele bewaffnete Kräfte, so viele Menschen unter Waffen in Algerien, aber wer ist wer, wer tötet wen?

Früher gab es eine Befreiungsbewegung, die Waffen hatte. Das gibt es heute auch, den bewaffneten Arm der FIS, die AIS (Armée islamique du salut). Aber sonst hat der Staat die Waffen. Er rekrutiert die Milizen, etwa 200.000 sind es mittlerweile, und die machen die schmutzige Arbeit; das was die Armee nicht macht, weil sie nämlich an den Grenzen und den wichtigen Standorten stationiert ist. Die Milizen sind verantwortlich für die sogenannte Terrorismusbekämpfung. Ihre Mitglieder erhalten Gehalt und Waffen, und ihre Chefs werden in Amt und Würden gehievt, zum Beispiel in die Kommunalverwaltungen bis hin zum Parlament.

Der Islam wird gerne gleichgesetzt mit dem negativ aufgeladenen Begriff Fundamentalismus.

Salima Mellah: Ja, auch hier auf der Veranstaltung „Frauen auf der Flucht". So wie hier über Frauen in islamischen Länder geredet wurde, gewinnst du den Eindruck, daß Frauen in islamischen Ländern generell unterdrückt werden - sozusagen natur- und gottgegeben. Islamische Länder gleich Frauenunterdrückung, so pauschal läßt sich diese Gleichung nicht aufstellen. Es ist wichtig, präzise zu sein, die Sachen genauer zu benennen. Daß die Länder per se für Frauenverachtung und Frauenunterdrückung stehen, stimmt so nicht. Vielleicht haben sie andere Entwürfe und das, was hier Emanzipation und Frauenbefreiung bzw. -freiheit ist, finden Frauen woanders vielleicht unmöglich. Die Freiheit der Frauen hier bedeutet oft, alleinerziehend mit Kindern zu sein und einen doppelten Arbeitstag zu haben. Was ist das für eine Freiheit, überspitzt gesagt? Ich möchte nicht in einen Kulturrelativismus verfallen, aber es ist wichtig, sich die Verhältnisse genau anzuschauen. Es gibt auch nicht den Islam, es gibt verschiedenste Formen. Natürlich gibt es Regierungen, die den Islam benutzen, um sich zu legitimieren - oder als Repressionsinstrument. Man kann aber nicht pauschal von den islamischen Staaten oder Bewegungen sprechen.

In der Presse lassen islamische Staaten sehr wenig zur Tragödie in Algerien verlauten - warum?

Natürlich sagen sie wenig, weil sie in den eigenen Ländern selbst mit massiven politischen Protestbewegungen zu kämpfen haben. Sie neigen dazu, auf der Seite des algerischen Staates zu stehen. Wenn sie sagen würden, was tatsächlich in Algerien passiert, müßten sie auch Stellung dazu nehmen, was in ihren eigenen Ländern passiert. Also wird fleißig gemeinsam Terrorismusbekämpfung betrieben. Man sieht sich dann auf großen Treffen und übernimmt die Definition des Gendarms USA und sagt: Das ist ein Terrorist - auch wenn es im Grunde um sozialen Protest geht. Denn vielleicht hätten manche Islamisten auch ein alternatives Gesellschaftskonzept zu bieten und das wäre gefährlich für die, die in diesen Ländern an der Macht sind - und auch für den Westen.Δ

Glossar:
AIS - Armée islamiques du salut.
Islamische Armee des Heils
FIS - Front islamique du salut.
Islamische Heilsfront
GIA - Groupes islamiques armés.
Bewaffnete islamische Gruppen
Hamas - Mouvement de la société islamique.
Bewegung der islamischen Gesellschaft
RND - Rassemblement national démocratique. Dem Präsident Zeroual nahestehende nationaldemokr. Sammlungsbewegung.

Terroristen fallen nicht vom Himmel

Spektakuläre europaweite Durchsuchungen und Verhaftungen vermuteter GIA (Groupes islamiques armés) Mitglieder zwei Wochen vor der Fußballweltmeisterschaft in Frankreich sind ein weiteres Beispiel für die Stereotypisierung bzw. Reduzierung des Krieges in Algerien auf den Konflikt zwischen Staat und sogenanntem islamistischen Terror. Ein Interview-Buch mit der algerischen Parlamentsabgeordneten Louisa Hanoune zur aktuellen Situation in Algerien ermöglicht eine differenzierte Sicht auf die Verhältnisse in dem nordafrikanischen Staat. Hanounes winzige Arbeiterpartei trotzkistischer Ausrichtung hat vier Sitze im Parlament. Dort ist sie neben der Front des Forces Socialistes die einzige Oppositionspartei, die sich konsequent der weiteren Militarisierung der Gesellschaft widersetzt und - als Voraussetzung für eine Friedenslösung - für einen gesellschaftlichen Dialog unter Einschluß der FIS plädiert.

Terroristen fallen nicht vom Himmel
Louisa Hanoune im Gespräch mit Ghania Mouffok zur aktuellen Situation in Algerien
Hg.: Annegret Mathari
Zürich: Rotpunktverlag 1997

Geographie der Massaker

„Die Massaker finden vor allem im Südosten des Distrikts Algier, in den benachbarten Distrikten Boumerdès, Blida, Bouira, Tipaza und den Distrikten Medea, Ain-Defla, Djelfa und Biskra statt. Es ist bemerkenswert, daß die algerische Presse, die den Vorschriften des Militärs folgt oder folgen muß, und die wichtigsten französischen Presseagenturen und Zeitungen es weiterhin versäumen, eine Topographie der Massaker zu erstellen. Weder wurde eine systematische Untersuchung der Lokalisierung und der Umstände der „Feldzüge" vorgenommen, noch eine Analyse der politischen Zugehörigkeit der Familien und Dörfer, die in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Diese Zonen stimmen mit den Bezirken überein, die im Dezember 1991 massiv für die FIS gestimmt haben. Strategisch überschneiden sich diese Zonen mit dem anti-aufständischen Sperrgürtel, der um Algier eingerichtet wurde. Dies wirft zumindest viele Fragen auf, wenn nicht über die Gründe dieser Massaker, dann zumindest über die Ineffizienz bzw. Passivität der stationierten Sicherheitskräfte."

(Aus: Algerien, Infomappe 2: Stoppt die Massaker!, hg. von algeria watch im Oktober 1997)

Weitere Informationen: algeria watch, Kohlfurterstraße 46, 10999 Berlin

▭ = Zentren der Gewalt

helfen, helfen,

... bis die Welt sich nicht mehr dreht

Ende April lud Wolfgang Kurreck, Leiter des Münchner Flüchtlingsamts, zur Eröffnung der Ausstellung „Zwischen Zerstörung und Neuanfang". Entgegen den Gepflogenheiten des sozialpädagogischen Wertekosmos wurden diesmal nicht die Zeichnungen kriegstraumatisierter Kinder gezeigt, auch keine Häkelarbeiten von Flüchtlingsfrauen, sondern Photos, die Edith von Welser-Ude, Amtschef Kurreck selbst und Herr Köfferlein, Mitglied der Initiative „Miteinander leben in Solln", auf ihren Bosnien-Reisen geschossen haben.

Auch beim Buffet hieß es diesmal nicht: „Migrantinnen kochen Spezialitäten aus ihren Ländern", vielmehr liefen weißgeschürzte Dienstkräfte von Feinkost Käfer herum und boten Lachsbrötchen, Sekt und O-Saft an. Wie man sich von Amts wegen eine echte Vernissage vorstellt. So konnte das Publikum (sozialdemokratischer Amtsadel, vermehrt durch die Dienstkräfte der hinteren Büros) Garnelenbeißend und Mousse-au-Chocolat-schleckend zwischen den Stellwänden herumwandeln und die geschmackvoll hinkomponierten Aufnahmen von zerschossenen Häusern und dankbaren Lagerbewohnern betrachten. Die Motive: „Einst eine der schönsten Wohnstraßen in Mostar. Heute traut sich nur noch ein Hund hierher."
„In dem freudlosen Lagerleben ist der UNICEF-Besuch eine willkommene Abwechslung, die Hoffnungen erweckt."

In einer kurzen Ansprache stellte Frau Lich vom „Büro für Rückkehrhilfen" die Künstler vor und erklärte, die Flüchtlinge seien in München sehr herzlich aufgenommen worden, nun solle dafür gesorgt werden, daß es ihnen auch bei ihrer Rückkehr gut gehe. Amtsleiter Kurreck erzählte von dem Erlebnis, das ihn am meisten beeindruckt hat: Während einer Busfahrt von Bosnien nach Kroatien brach eine Frau in Tränen aus, als sie ein Dorf sah, das weniger zerstört war als ihr eigenes: „Man sieht, wie das noch in den Leuten steckt." Da kann man fast von Glück sprechen, daß zu der Vernissage keine Flüchtlinge eingeladen waren. Am Ende hätten sie noch unkontrolliert losgeheult.

Das Münchner Flüchtlingsamt wurde 1994 auf Beschluß der rot-grünen Stadtratsmehrheit eingerichtet, - ursprünglich in der Absicht, dem Leiter des Kreisverwaltungreferats und sicherheitspolitischen Hardliner der CSU, Hans-Peter Uhl, die ausländerrechtlichen Befugnisse zu entziehen. Dazu ist es nicht gekommen.

So viel von „menschenwürdiger Unterbringung“ geredet wird, so wenig besteht die Absicht, das zu erwirken, was zählt: ein Bleiberecht für MigrantInnen und Flüchtlinge. Während aufenthaltsrechtlich alles beim Alten bleibt, dient die Freundlichkeitskultur des Flüchtlingsamts vor allem dazu, München als „guten Gastgeber“ zu präsentieren, der die bosnischen Flüchtlinge (von den AsylbewerberInnen aus anderen Ländern, die bei der „Bevölkerung“ nicht so gut angekommen sind, wird meist geschwiegen) großherzig aufgenommen hat, nun aber im Gegenzug darauf zählen darf, daß sich die Gäste wieder davonmachen, möglichst ohne Widerrede und demonstrativ dankbar.

helfen!

In nur vier Jahren hat es Amtsleiter Kurreck geschafft, die relativ unbürokratischen und flexiblen Strukturen des „Münchner Betreuungsmodells“ zu zerschlagen, bei den 400 studentischen MitarbeiterInnen, die bisher in den städtischen Unterkünften arbeiteten, jährlich 2,2 Millionen Mark einzusparen und eine neue, starre Hierarchie von Abteilungsleitern, Gruppenleitern, RegionalleiterInnen, FachberaterInnen, HeimleiterInnen, HausverwalterInnen und Hausmeistern einzurichten. Während für die BetreuerInnen in den Unterkünften aufgrund massiver Einschränkungen inzwischen jede kontinuierliche Unterstützung von AsylbewerberInnen und Flüchtlingen (Ämterbegleitung, Hilfe bei Aufenthaltsschwierigkeiten) unmöglich geworden ist, konzentriert sich das Amt immer mehr auf seine zentralisierte und eigenwillige Form der Außenpolitik und wirbt in den Münchner U-Bahnen für sein Projekt „München hilft. Heimkehr nach Bosnien“.

Die vom Münchner Stadtrat 1997 beschlossene „humane Rückführung“ der bosnischen Flüchtlinge wird auf diese Weise arbeitsteilig organisiert: Innenministerium und Kreisverwaltungsreferat erledigen die Abschiebung, das Flüchtlingsamt kümmert sich um den menschlichen Faktor: „Bei Bedarf erhalten heimkehrende Flüchtlinge Hausrat, Kleinmöbel und Öfen, die von Münchner Bürgerinnen und Bürgern gespendet wurden.“ Wer seine alte Matratze spendet, tut damit doppelt Gutes: Er entsorgt nicht nur bequem seinen Sperrmüll, sondern trägt auch noch dazu bei, die bosnischen Flüchtlinge aus dem Land zu komplimentieren. Mit etwas weniger aufdringlicher Rückkehrberatung wären sie vielleicht noch auf den Gedanken gekommen, hierzubleiben. Δ

FRIST

kein
mensch
ist
illegal

A B C D

E

ANKUNFTSZEIT

8 9 10

D

Überwachen und Karten

Auftraggeber ist Bundesinnenminister Manfred Kanther. Auftragnehmer ist Orga Consult, eine Paderborner Beratungsfirma für IC-Kartensysteme, Integrated Circuit Cards, auch Smartcards genannt: sogenannte „schlaue Chipkarten“, in die ein Mikroprozessor eingebaut ist, der das 85,5 x 54 mm grosse Plastikstück von einer einfachen Speicherkarte wie fürs Telefonieren zu einer programmierbaren Karte aufrüstet, auf der Daten geändert oder ergänzt werden können. Der Auftrag von Orga Consult lautet, in der Zeit von August 97 bis Mai 98 eine Machbarkeitsstudie für eine sog. Asylcard durchzuführen.

Die intensive Datenerfassung von MigrantInnen soll um eine Chipkarte ergänzt werden, in der die Speicherung von Identität, Fingerabdruck, Asylverfahrensstand fusioniert wird mit Sozialleistungsdaten und elektronischen Funktionen wie Wohnheimzugang und digitaler Mietabrechnung. In der Debatte ist auch, ob auf die Asylcard bargeldlos Sozialleistungen überwiesen werden, ob mit ihr die Krankenversicherung abgerechnet, sowie Telefon und Fahrkarten elektronisch gezahlt werden. Im integrierten Schaltkreis der Chipkarte entsteht so - zumindest als technische Möglichkeit - ein persönliches Bewegungsbild der AsylbewerberInnen: Wer hat sich wann wo aufgehalten? Welchen Bus genommen? Wann das Wohnheim betreten? Welchen Arzt besucht? Wofür die Sozialhilfe ausgegeben? Bei welcher Firma gearbeitet? Wie steht es um das Asylverfahren? - Alles zusammen mit personenbezogenen Daten wie Foto, Fingerabdruck, Staatsangehörigkeit, Geburtsdatum und einer sog. Identifizierungsnummer. Hinter letzterer verbirgt sich der stille Versuch, eine zentrale Personenkennziffer einzuführen, die das Bundesverfassungsgericht 1976 verboten hat. Eine Person darf nicht vom Finanzamt bis zum Einwohnermeldeamt, vom Gericht bis zum Sozialamt unter dem gleichen Kürzel geführt werden.

Die Einführung einer Asylcard bedeutet nicht, dass das, was technisch möglich ist, auch automatisch erstellt wird, nämlich vollständige Persönlichkeitsprofile. Die Leistungsbeschreibung für die Asyl-

card-Machbarkeitsstudie, die 1997 bei Orga Consult in Auftrag gegeben wurde, stellt zumindest noch die Frage: *„Welche Daten sollten durch welche Stellen gespeichert werden? Welche Daten sollten durch welche Stellen geändert werden? Welche Daten sollten durch welche Stellen gelesen werden?“* Strikte Begrenzungen werden jedoch nicht vorgegeben. Im Gegenteil, in der Leistungsbeschreibung der Asylcard werden lauter Punkte genannt, die der Perfektionierung des bürokratischen Vollzugs dienen: Standardisierung, Beschleunigung, Vereinfachung und Effektivierung des Asylverfahrens; einmalige, fehlerfreie Datenerfassung; Verhinderung von sog. Leistungsmissbrauch usw. Im Bürokratendeutsch, das in der knappen Formalität von Problem und Lösung die rassistische Verwaltung der Lebenszeit anderer Leute in Substantive quetscht, wird die sozialtechnologische Liebe zur totalen Kontrolle entweder explizit in sprachlichen Ausrutschern wie folgenden Ausrufezeichen-Sätzen deutlich: *„1. Kein Asylantrag ohne erkennungsdienstliche Behandlung! 2. Ohne abgeschlossene erkennungsdienstliche Behandlung keine endgültige Karte!“*; oder sie zeigt sich implizit in nüchternen Ermächtigungssätzen wie: *„Die Prüfung und Bewertung soll sich nicht ausschliesslich an den derzeitigen rechtlichen Rahmenbedingungen orientieren“; „Durch den ständigen Fortschritt, sowohl im gesellschaftlichen als auch im technischen Bereich, ist der Zwang zur Weiterentwicklung systemimmanent“; „Die Studie soll deshalb auch die Randbereiche des Asylverfahrens untersuchen und im Hinblick auf eine europäische Zusammenarbeit - auch in anderen Verwaltungsbereichen - eine Prognose hinsichtlich des erweiterten Technikeinsatzes erarbeiten“*; usw. Trotz all dieser Höhenflüge verwalterischer Imagination wird es dauern, bis Unterkünfte mit digitalen Zugangskontrollen und Geschäfte mit Lesegeräten für Asylcards ausgestattet sind. Totalitäre, flächendeckende bürokratische Lösungen sind erst einmal nur das, wovon Institutionen träumen.

Tagsüber vollzieht sich alles als Stückwerk: Seit 1990 wird in der zentralen Aufnahmestelle Eisenhüttenstadt (Brandenburg) die Essens- und Taschengeldausgabe über Magnetkarte verrechnet. Ende 1994 wurde in Frankfurt/Oder, wo bis dato noch Bargeld ausgezahlt wurde, eine Chipkarte eingeführt, mit der AsylbewerberInnen bei einem Supermarkt einkaufen können. Seit Ostern 1994 betreten Flüchtlinge in Baden-Württemberg die zentrale Aufnahmestelle und sechs Bezirksstellen per Magnetkarte, und ab Sommer diesen Jahres wird auch in Berlin die im Asylbewerberleistungsgesetz vorgesehene Abgabe der Sozialhilfe als Sach- statt als Geldleistung über Chipkarte geregelt. Das löst den Gutschein-Einkauf in den zwei Magazinen der Firma Sorat ab, die, von SPAR beliefert, überteuerte und zum Teil verdorbene Waren anbieten. Auch einige türkische und arabische Einzelhändler werden dafür Chipkarten-Lesegeräte einführen, jedoch keine Supermärkte, so dass der Chipkarten-Einkauf nicht nur zwangsweise bargeldlos und eingeschränkt, sondern auch relativ teuer bleiben wird.

Die Idee zu einer Asylcard entstand Anfang der 90er Jahre im Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge (BAFl). Vorbild für die Nürnberger Behörde war das 1992 in den Niederlanden erstmals eingesetzte und inzwischen flächendeckend eingeführte elektronische „Vreemdelingendokument“. Auch in der holländischen Variante werden Identitäts- mit Verfahrens- und Sozialdaten zusammengebracht. Ihr Einsatz wird mit einem rigiden Meldesystem kombiniert: Zu Anfang müssen sich Flüchtlinge bis zu viermal täglich an einer Stahlsäule mit PC und Monitor melden, wo sie zur Identifizierung ihren rechten Daumen auflegen müssen. Michel Oude Veldhuis vom niederländischen Justizministerium: *„Die Smartcard wird auch die Anzahl der Asylsuchenden senken. Ausserdem stellen wir sofort fest, wer untergetaucht ist.“*

1993 wurde eine informelle *„Bund/Länderarbeitsgruppe zur Harmonisierung der Verwaltungsabläufe im Asylverfahren“* eingerichtet, die in ihrem Zwischenbericht vom September 1994 eine Machbarkeitsstudie für die Asylcard einforderte. Von Anfang an gab es Überlegungen, Chipkarten nicht nur für Asylsuchende, sondern für ImmigrantInnen allgemein oder für SozialhilfeempfängerInnen einzuführen. Internationale Vorreiter sind die Niederlande, in denen inzwischen Menschen mit anderer Staatsangehörigkeit die Vorstufe des „Vreemdelingendokuments“ erhalten haben, einen Plastikausweis ohne Chip, und die Vereinigten Staaten, in denen sieben Südstaaten die Benefit Security Card testen, eine Chipkarte, die bis 1999 Bargeldleistungen im gesamten Sozialbereich ersetzen soll. Einige Landesdatenschutzbeauftragte, vor allem von Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Berlin, kritisieren seit 1994 die Asylcard-Pläne. Trotzdem bekam Orga Consult 1997 den Zuschlag für eine Machbarkeitsstudie.

Die Paderborner Firma ist eine 100%ige Tochter von Orga-Kartensysteme, einem der „Global Player“ der Karten-Technologie, mit Niederlassungen in Frankreich, England, Dänemark, den USA, Russland, den Vereinigten Emiraten, Singapur und der südchinesischen Sonderwirtschaftszone Shenzhen. Orga gehört zu 75% der Preussag AG und der Bundesdruckerei, die restlichen 25% besitzt die deutsche Telekom. Der Konzern stellt Telekarten und Chips für Handys her, er produziert die deutsche Krankenversicherungskarte, Euroscheckkarten und Scheckkarten mit aufladbarer elektronischer Geldbörse. Orga berät Mastercard, sowie deutsche und englische Banken. Für das Betriebssystem Unix hat die Firma Zugangskontrollen entwickelt, für Dialyse- und für ZahnarztpatientInnen spezielle Chipkarten. Die Firma wirbt

Foto: Manuel Liemann

Fotos: Orga Kartensyteme GmbH

mit fröhlichen Logos in blau, rot, gelb und grün - für Telekommunikation, Gesundheit, Geld und Smartcards - und mit Hochglanzfotos von jungen, kompetenten, leistungsbereiten Menschen, gut gekleidet, lachend, von Kabeln, Monitoren und Silizium umgeben.

Das Projekt Asylcard gehorcht nicht nur der institutionellen Tendenz zur Datenstandardisierung, es wird politisch durch das rassistische Gerede vom „Leistungsmissbrauch" gedeckt und befördert. Eigentlich sollte Orga die Asylcard-Studie bis zum 30.4.98 abschliessen. Das wird durch die erneute Novellierung des Asylbewerberleistungsgesetzes verzögert. Die Novelle sieht vor, alle, die mit einer bloßen „Duldung" oder „Aufforderung zur Ausreise" in Deutschland leben, ganz vom Bezug der schon extrem reduzierten Sozialleistungen auszuschliessen. So entspricht dem sich verschärfenden institutionellen Rassismus ein weiterer Sprung in der repressiven Datenerfassung von MigrantInnen. EinwanderInnen werden bereits in den verschiedensten Registern archiviert: Das reicht vom Ausländerzentralregister, das 1953, also zu Beginn der Anwerbung von „GastarbeiterInnen", wegen der angeblichen *„Notwendigkeit einer verstärkten Überwachung der Ausländer im Bundesgebiet"* eingeführt wurde, über die Ausländerbehörden in den Kreisen und Städten, die über jede MigrantIn eine Akte führen, zur 1987 angelegten Sichtvermerkssperrliste des Auswärtigen Amtes mit Leuten, die kein Visum bekommen sollen, zum Aktenbearbeitungssystem ASYLON (Asyl Online) des BAFl, in der Asylsuchende erfasst sind, zum „Automatisierten Fingerabdruck Informationssystem" AFIS des BKA, in dem die Fingerabdrücke von allen AsylbewerberInnen gespeichert sind, bis hin zum Schengener Informationssystem SIS, der Online-Verbindung der Polizeizentralen aus allen EU-Staaten. Wobei die einzelnen Datenbestände grösstenteils schon digitalisiert und die Behörden miteinander vernetzt sind, z.T. mit mobilen Aussenstellen wie dem Grenzterminalsystem des BGS.

Orga Consult hat den sozial- und rechtswissenschaftlichen Teil der Studie abgegeben. Das soziologische Gutachten der Machbarkeitsstudie wird von der „Kooperationsstelle Wissenschaft, Arbeit, Gesellschaft" erstellt, einer Drittmittel-Forschungsstelle der Paderborner Gesamthochschule. Das hat in Paderborn zu kommunalpolitischem Streit geführt, zu Auseinandersetzungen mit dem Flüchtlingsrat Niedersachen und mit Pro Asyl Frankfurt. Das Gutachten leitet nämlich ein linker Sozialwissenschaftsprofessor - Arno Klönne (vgl. Interview mit ihm in der „vierten hilfe"). Klönne setzt auf die technischen Chancen einer Chipkarte, in das Durcheinander des realexistierenden Datenmissbrauchs die *„Eindeutigkeit des Nachweisens und Ausweisens von Identität, Status und Ansprüchen"* bringen zu können, und - wenn politisch gewollt - so etwas zu entwickeln, wie ein *„sicheres Verfahren - aus der Technologie selbst heraus - der Trennung von behördlichen Zugriffen auf die Daten, je nach begrenzter Zuständigkeit"*. Diese Argumentation übersieht, dass eine technisch definierte Zugangssperre per Chip keinen Datenaustausch zwischen Behörden verhindern kann, die miteinander vernetzt sind. Technische Sperren können umgangen werden. Im Gegenteil, die Karte wird politisch - und das weiss die Arbeitsgruppe um Klönne - nicht deshalb gewollt, um Flüchtlingen mehr Transparenz darüber einzuräumen, was über sie gespeichert ist, sondern um den Datensatz der Behörden zu vereinheitlichen und die Bewegungsfreiheit von Asylsuchenden weiter einzuschränken. Die Asylcard ist ein technischer Katalysator der rassistischen Sortierungspraktiken. In der aktuellen gesellschaftlichen Situation bliebe linken SoziologInnen nur die Möglichkeit, eine „Unmachbarkeitsstudie" zu erstellen.

Ob eine Asylcard eingeführt wird, entscheidet sich wahrscheinlich erst Ende der Legislaturperiode im Juni - mit einer doppelten Gefahr: sie könnte zum Law-and-Order-Gegenstand des Wahlkampfs werden; oder schon im Sommer ohne grössere Debatte auf dem administrativen Erlasswege eingeführt werden - durchgewunken von einer SPD-Führung, die im Ausdenken rassistischer Sondergesetze und -massnahmen einen Beweis ihrer Regierungstauglichkeit sieht. ∆

Ein breites Bündnis aus antirassistischen und antifaschistischen Gruppen organisiert im Sommer ein einwöchiges Aktionscamp in der Nähe von Görlitz. Das Camp ist einer der diesjährigen Höhepunkte der Kampagne „kein mensch ist illegal“, die 1997 gestartet wurde und mehr als hundert Initiativen bundesweit miteinander vernetzt. Vorbereitet wird das Camp von Gruppen aus dem ganzen Bundesgebiet, sowie von vor Ort. Teilnehmen werden aber auch Gäste aus Tschechien und Polen sowie einigen weiteren Ländern.

Warum an die Grenze?

An der deutsch-tschechischen und deutsch-polnischen Grenze sind derzeit etwa 10.000 Polizisten stationiert, deren Aufgabe es ist, ein menschenverachtendes Grenzregime durchsetzen. Mobile Kontrollen und an den Haaren herbeigezogene Bedrohungsszenarien machen das Schleierfahndungskonzept aus, das heute die sogenannte Grenzsicherung bestimmt. Als gälte es einen Krieg zu führen, reden ScharfmacherInnen von „offenen Flanken“ angesichts einer „verbrecherisch organisierten Wanderungsbewegung“. Vermutlich wird diese Hetze sich im Laufe des Bundestagswahlkampfes 1998 noch weiter verschärfen. Gleichzeitig wird jede Form von selbstorganisierter Einreise, deren Aufwand natürlich mit der Aufrüstung der Grenzen wächst, als „Schlepperkriminalität“ diffamiert; eine Heuchelei, die selbst in linken und humanitär engagierten Kreisen zu verfangen scheint. Mit der Verschärfung der Asyl- und Ausländergesetze werden bislang selbstverständliche Formen von Menschlichkeit und Zivilcourage unter drastische Strafen gestellt. Insbesondere die aktuelle Prozeßflut gegen TaxifahrerInnen aus Zittau soll ein Exempel statuieren und offenbar von jeder Form der Unterstützung von MigrantInnen abschrecken.

Spiel ohne Grenzen

Ziel des Sommercamps ist, das Grenzregime am Rande der EU- und Schengenstaaten mit vielfältigen Aktivitäten, wenn nicht ins Wanken, so zumindest zur Sprache zu bringen.

Vorbereitet werden derzeit: Veranstaltungen und öffentlichkeitswirksame Interventionen; spontane Aktionen, die nicht zuletzt die Aufmerksamkeit der Grenzschutzeinheiten auf sich ziehen

kein mensch ist illegal

und den reibungslosen Ablauf der Kontrollen tangieren; inhaltliche Auseinandersetzung und Erfahrungsaustausch in Workshops und Arbeitsgruppen sowie ein umfangreiches Programm mit Raves, Parties und Konzerten. In der Vorbereitungsphase haben sich die beteiligten Gruppen auf eine Doppelstrategie geeinigt: Einerseits soll versucht werden, der in der Grenzregion lebenden Bevölkerung einen anderen Blickwinkel anzubieten, also Informationen zugänglich zu machen und zu verbreiten, die dem Gerede über „Illegale“, über vermeintliche Grenzkriminalität, über die angebliche Bedrohung durch „Flüchtlingsfluten“ entgegenwirken sollen. Neben Informationsabenden, Open-Air-Filmvorführungen und Veranstaltungen innerhalb und außerhalb des Camps ist vor allem eine Zeitung in hoher Auflage geplant, in der Erlebnisberichte von MigrantInnen dokumentiert werden und die Praktiken des Menschenjagdvereins „Bundesgrenzschutz“ dargestellt werden. Andererseits soll es Aktionen unterschiedlichster Art geben, die unmißverständlich unsere Ablehnung der Menschenjagd deutlich machen, die irritieren oder auch provozieren sollen, indem das Denunziationsbündnis von BGS und Teilen der Bevölkerung angesprochen und gestört werden soll. Die Aktionstage der Campwoche stehen jeweils unter einem Motto, zu dem dann auch mindestens eine öffentliche Aktion stattfinden soll. Diese Struktur soll Anhaltspunkte für die anreisenden Gruppen geben, in diesem Rahmen oder darüberhinaus eigene Überlegungen zu kleineren und dezentralen Aktionen anzustellen oder sich über weitere, auch unangekündigte Initiativen Gedanken zu machen.

Kontakt: *Sommercamp, c/o Forschungsstelle Flucht und Migration, Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin, Telefon 030/6935670 oder 0172/8910825, Telefax: 030/6938318, e-mail: grenze@ibu.de, http://www.contrast.org/borders.*

Dringend werden Spenden benötigt an: Forschungsgesellschaft Flucht und Migration, Berliner Sparkasse (BLZ 100 500 00) Konto-Nr.: 61 00 24 264, Stichwort: „Spiel ohne Grenzen“

Aktionsplan: ***Sa, 4.7:*** *Bundesweites Vorbereitungstreffen in Zittau (Anmeldung nötig!)* ***Fr bis So, 24. bis 26.7:*** *Internationaler Rave unter dem Motto: „borderline“, org. von „Radical Rave“ aus Berlin.* ***Mo, 27.7:*** *„Sight-Seeing-Tour“ mit Lautsprecher- und Musikwägen durch Rothenburg, Görlitz und Umgebung. Breite Verteilung der Camp-Zeitung.* ***Di, 28.7:*** *„Für Fluchthilfen! Gegen Denunziantentum und Schlepperhetze!“ Öffentliche Denkmalaufstellung „Für die unbekannten FluchthelferInnen“. Offene Abendveranstaltung in Görlitz.* ***Mi, 29.7:*** *„Gegen die Grenzjustiz!“ Kundgebung vor dem zuständigen Gericht für die TaxifahrerInnen-Prozesse, anschließend ein „Knastbeben“ mit Musik und Reden vor dem Gefängnis in Görlitz.* ***Do, 30.7:*** *Antifaschistischer Aktionstag! Demonstrationen und Aktionen gegen örtliche faschistische Strukturen. Thematisiert wird auch die Duldung und Unterstützung durch Teile der Bevölkerung, sowie Parteien und Behörden.* ***Fr, 31.7:*** *„Gegen die Menschenjäger vom BGS!“ Kundgebung vor oder Blockaden der BGS-Station, des Hubschrauberlandeplatzes bzw. der sächsischen Polizeischule in Rothenburg.* ***Sa, 1.8:*** *Großes Finale unter dem Motto „Spiel ohne Grenzen!“ - Regatta auf der Neiße und weitere Aktivitäten unmittelbar auf der Grenzlinie.* ***Außerdem:*** *Open-Air-Kino, Campzeitung, Campradio, Internet-Aktivitäten („Hacking the Borderline“), Konferenzen, Trimm-dich!, Happenings, Parties und Konzerte.*

Flugblatt der Initiative "Kein Mensch ist illegal"

Tanz der Container

Allan Sekula und das Problem des Dokumentarischen

Die Arbeiten von Allan Sekula, die sich mit dem aggressiven Kapitalismus jüngerer Ausprägung auseinandersetzen, finden zunehmend Beachtung. Seine retrospektive Ausstellung, Dismal Science, die in Berlin und Rotterdam, sowie im Februar und März dieses Jahres im Münchner Kunstverein zu sehen war, wurde von zahlreichen Zeitungen und Kunstzeitschriften rezipiert. Sekula selbst stellt sich bewußt in eine Traditionslinie der Sozialfotografie, die sich industriellen Systemen und menschlicher Arbeit widmet. Im elektronischen Zeitalter mit der Vorstellung eines „sauberen" Wohlstands, in dem die harte, gesundheitlich bedenkliche Arbeit der Computerherstellung meist unterschlagen wird, scheint für viele eine sozialkritische Dokumentation wie sie Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts von Jacob A. Riis und Lewis W. Hine geleistet wurde, obsolet geworden zu sein.

Im vollautomatisierten Terminal wird ein ferngesteuerter Containertransporter getestet, Hafen von Rotterdam 1992. Aus: Fish Story

Die Tradition der Sozialfotografie

Jacob Riis und Lewis Hine gehörten zu den ersten, die die Fotografie als sozialkritisches Instrument benutzten, um eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Armen der amerikanischen Gesellschaft zu erreichen. Obwohl die Geschichtsschreibung beide meist in einem Atemzug nennt, sind entscheidende Unterschiede zwischen ihnen feststellbar, und es wird verständlich, warum sich Allan Sekula entschieden auf Lewis Hine bezieht.
Soziale Gerechtigkeit war bei Riis, einem der bekanntesten Reformer seiner Zeit, nicht das Hauptanliegen, sondern die Befürchtung, daß die Armutskriminalität die besitzenden Klassen bedrohen könnte. Als Polizeireporter hatte er die Möglichkeit, sich in Begleitung eines Polizisten jederzeit in den Slums zu bewegen und z.B. deren BewohnerInnen nachts mit seinem Blitz aus dem Schlaf zu reißen. Wie der Titel seines 1890 erschienenen Buches „How the Other Half Lives" auf die Kategorie der Anderen verweist, konnten auch die BetrachterInnen seiner Fotografien genau diese andere Hälfte voyeuristisch inspizieren, ohne darin involviert zu werden.
Lewis Hine dagegen, der als Soziologe von 1904 bis in die 20er Jahre die elenden Bedingungen der Kinder, die bis zu 12 Stunden am Tag arbeiten mußten, und die Situation der ImmigrantInnen fotografierte, zeigte in seinen Bildern offene Sympathie und Solidarität mit den Abgebildeten. Sie blicken in die Kamera und scheinen einen Austausch mit den BetrachterInnen, die nicht auf eine voyeuristische Position reduziert werden, zu suchen. Hine ergriff Partei für die ArbeiterInnen - seine Fotos rührten an das soziale Gewissen und führten schließlich zu einer Revision der Gesetze über Kinderarbeit - im Gegensatz zu Fotografen wie Charles Sheeler oder Albert Renger-Patzsch, die „schöne" Fotos von Fabriken aufnahmen, in denen es scheinbar keine Ausbeutung gab. In diesem Zusammenhang weist Sekula auf das Problem hin, daß die realen Zustände in den Fabriken heute nicht mehr fotografiert werden können. Denn nur solchen FotografInnen wird Zugang gewährt, die neutrale bzw. affirmative Bilder herstellen.

Analog zu Lewis Hine sorgten im schreibenden Journalismus zu dieser Zeit die „muckrakers" (Dreckwühler) dafür, daß korrupte und elende Zustände öffentlich bekannt wurden. 1906 erschien das Buch

Jacob A. Riis: Muller's Alley, Cherry Hill, ca. 1888

Lewis W. Hine: Baumwollspinnerei in Carlina, 1908

von Upton Sinclair, The Jungle, das die Praktiken in den Schlachthäusern von Chicago angriff. Sein Versuch, die LeserInnen mit seinem Roman von der Notwendigkeit des Sozialismus zu überzeugen, scheiterte zwar, doch führte es zum Erlaß des Lebenmittel- und Arzneimittelgesetzes noch im Jahr seines Erscheinen.

Zwei umfangreiche, sozialdokumentarische Fotoprojekte wurden vom Staat selbst initiiert. Zur Zeit der schweren Wirtschaftskrise in den USA wurden im Rahmen der Sozialprogramme des New Deal von Roy E. Stryker, dem Direktor der historischen Abteilung der Farm Security Administration, FotografInnen engagiert, die von 1935 bis 1942 die Armut der Landbevölkerung festhielten, vor allem um sie den wohlhabenderen StadtbewohnerInnen vor Augen zu führen und somit ein „amerikanisches Gemeinschaftsgefühl" zu evozieren. Auch wenn einige FSA-FotografInnen vorher bereits in einer ähnlichen Richtung gearbeitet hatten, waren sie in ihrem ästhetischen Vorgehen auf die Auftragssituation fixiert. So konnten z.B. Kontaktabzüge belegen, daß diese FotografInnen das Elend besonders eindrucksvoll zu inszenieren verstanden. Im Jahr 1975 erteilte in ähnlicher Absicht die französische Regierung Fotoreportern den Auftrag, die Probleme der BewohnerInnen in Pariser Vororten zu dokumentieren.

Das Problem des Dokumentarischen

Allan Sekula unterstreicht den Wert des fotografischen Dokuments, weil er die Verbindung von Dokument und Wahrheit voraussetzt. Das scheint erstaunlich, angesichts dessen, daß seit Jahrzehnten die Authentizität von Fotografie mehr und mehr problematisiert wurde.

John Grierson prägte in einem Artikel über den Filmemacher Robert Flaherty den Begriff „documentary", um ihn gegen die Künstlichkeit der Hollywood-Spielfilme abzusetzen. In diesem Sinne ist ein dokumentarischer Stil immer in Opposition zu anderen fotografischen Herangehensweisen an die Realität zu definieren. Der Begriff des Dokumentarischen (dokumentarische Fotografie oder Dokumentarfilm) ist zwar einerseits zur Abgrenzung und Klassifikation nötig, verdeckt jedoch andererseits immer wieder die Produktionswirklichkeit des fotografischen oder filmischen Prozesses. Obwohl Fotografien nur Sichtweisen der Wirklichkeit und niemals diese selbst liefern, wird trotzdem seit Erfindung der Fotografie immer wieder über den Wahrheitsgehalt oder die Manipulation bestimmter Fotografien spekuliert.

Ihre Schönheit, so folgerte der französische Filmtheoretiker André Bazin, bezieht sie aus der Echtheit ihrer bildnerischen Aussage, die unmittelbar aus dem technischen Prozeß der Bildherstellung resultiert. Entsprechend stellten Gisèle Freund und Walter Benjamin fest, daß man sich angesichts eines Bildes nach dem Namen des Malers erkundige, angesichts einer Fotografie jedoch nach der abgebildeten Sache. Benjamin sah in der Fotografie das „Aufkommen des ersten wirklich revolutionären Reproduktionsmittels" und folgerte daraus, daß sie vom Faschismus nicht für dessen propagandistische Zwecke vereinnahmt werden könnte. Trotz gegenteiliger Erfahrung bezweifelte er die authentische Wiedergabe der Realität durch die Fotografie nicht prinzipiell, sondern erklärte seine Fehleinschätzung später mit der „Vergewaltigung einer Apparatur". Eine mögliche Korrektur der fotografischen Wirklichkeit sah Benjamin in der Beschriftung der Fotografien. „Hat nicht der Photograph die Schuld auf seinen Bildern aufzudecken und den Schuldigen zu bezeichnen?"

Roland Günter
Fotografie als Waffe
Geschichte der sozialdokumentarischen Fotografie
VSA

Buchtitel, VSA (Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung, Hamburg/ Westberlin 1977

In den 30er Jahren wurde unter marxistisch orientieren Künstlern und Theoretikern eine Debatte um den Begriff des Realismus geführt, an

Aus: Aerospace Folktales, 1973

Thunfischfabrik, Ensenada, Baja California, aus: Dead Letter Office, 1996/97

der u.a. Bert Brecht und Georg Lukacs teilnahmen. Während sich diese vor allem auf die Literatur konzentrierten, beschäftigte sich Siegfried Kracauer vor allem mit den technischen Medien. Siegfried Kracauer vertrat die Ansicht, daß der Fotograf „im ästhetischen Interesse unter allen Umständen der realistischen Tendenz folgen muß."

In den 60er und 70er Jahren wurde die Diskussion um den Wahrheitsgehalt der Fotografie wieder aufgegriffen und modifiziert. Von sozialistischen FotografInnen wurde dabei der Aspekt der Parteilichkeit, die Situation des Kampfes betont, wie es exemplarisch in dem Band Fotografie als Waffe von Roland Günter geschieht. Pierre Bourdieu weist darauf hin, daß Fotografien nicht deshalb als analoge Wiedergaben der Wirklichkeit angesehen werden, weil sie mit ihr übereinstimmen würden - was niemals möglich ist, da nur gesellschaftlich bedingte Normen die Wahrnehmung bedingen - sondern weil sie mit der soziokulturellen Definition der objektiven Sicht der jeweiligen Weltanschauung übereinstimmen. Um also den „Realitätseffekt" eines Fotos zu beurteilen, muß das Bild in einen breiteren Kontext eingeordnet werden, das was Foucault die „diskursiven Praktiken" genannt hat. Auch führt der jeweilige Diskurs, in dem bzw. die Zeit, in der Fotografien betrachtet werden, zu unterschiedlichen Sichtweisen und Beurteilungen.

Die postmoderne Theorie vom frei flottierenden Signifikanten, kombiniert mit erkenntnistheoretischem Skeptizismus, hat nach Sekula die Vorstellung, daß Fotografien die Wahrheit sagen, in ihr Gegenteil verkehrt. Die heute verbreitete Auffassung, daß es keine Wahrheit gebe, führt jedoch häufig zu einer passiven Haltung, die jeden Versuch über etwas aufzuklären, für unsinnig hält. Die Diagnose vom Verschwinden der Realität hinter den Bildern, wie sie Virillo anläßlich des Golfkriegs stellte, läuft häufig auf den postmodernen Schick des freien Zeichenspiels hinaus. So beziehen sich viele KünstlerInnen mit ihren ästhetischen Produkten auf Bilder, die wiederum auf andere Bilder verweisen. Allan Sekula vermeidet dagegen dieses Verweisspiel, indem er sich direkt der Beschreibung von Lebens- und

Arbeitsverhältnissen zuwendet. Seine Zeichen, also Fotografien und Texte, besitzen bestimmte Bedeutungen mit politischen Konnotationen. Die referenzlosen Zeichen werden verankert, was Sekula mit der maritimen Metapher des „Ankerns“ umschreibt. Seine Fotografie ist eine parteiische, die nicht individuell subjektiv agiert, weil sie im Namen einer sozialen Gruppe spricht. Sobald man die Konventionen spektakulärer Imagination verläßt, zeigt sich wieder die technische Eignung des Mediums für genaue Beobachtung konkreter Verhältnisse. In diesem Sinn fordert Sekula einen „Schritt zurück in Richtung Hine und Marx und einen Schritt nach vorne in Richtung Semiotik und einer umfassenden Theorie des Bildes.“ [1]

Zum Verhältnis von Kunst und Fotografie

Die Diskussion um die Authentizität der Wirklichkeitsdarstellung ist eng verbunden mit der Frage nach dem sich seit Erfindung der Fotografie stetig verändernden Verhältnis zwischen Fotografie und Kunst. Versuchte die Fotografie um die Jahrhundertwende einen piktorialen Stil zu imitieren, bemühte sich die ebenfalls von der modernen Kunst beeinflußte Fotografie der Neuen Sachlichkeit um eine formalisierte und ästhetisierte Sicht der Dinge („Die Welt ist schön“, so der Titel des Buches von Albert Renger-Patsch). Obwohl die Fotografie sich um die Nähe zur Kunst bemühte, kam sie mit ihrem Wunsch nach ästhetisch-formaler Kontrolle der Werbe- und Modefotografie erstaunlich nahe. Um die in der professionellen Werbefotografie verdeckte Realitätskonstruktion offenzulegen, versuchten FotokünstlerInnen der 60er und 70er Jahre, den Entstehungsprozeß des Bildes im Bild selbst darzustellen und die darin vergegenständlichten sozialen Interessen aufzudecken. Diese Fotografie über Fotografie überholte sich jedoch nicht zuletzt durch die elektronische Bildbearbeitung, in der die Verfremdung der Realität offensichtlich wird. Paradoxerweise nahm die Modefotografie wiederum diese Spielarten der Fotokunst auf, und arbeitet seit Ende der 80er Jahre mit Unschärfe, dem an den Bildrand versetzten Motiv, Fragmentierungen usw. Gerade diese Entwicklung scheint das neu erwachte Interesse an dokumentarischer Fotografie gefördert zu haben.

Mittlerweile hat diese Fotografie auch im Kunstkontext Eingang gefunden, wobei man m.E. grundsätzlich zwei Arten von „Dokumentarfotografie“ unterscheiden kann. Eine, mit VertreterInnen wie z.B. Martha Rosler, Jim Goldberg, Willie Doherty und eben Allan Sekula, die ein soziales Phänomen aufgreifen, sich ihm stringent und konzeptuell annähern, soziologische Feldforschung betreiben, oft eine Langzeitrecherche miteinschließen, fotografische Serien bzw. Sequenzen bevorzugen, Fotografien mit Texten kombinieren oder auf sonstige begleitende Instrumentarien (z.B. Tonbänder), zurückgreifen, um eine Annäherung an den

Straßenkehrer bei der Arbeit während des Parteitags der Republikaner, San Diego,aus: Dead Letter Office, 1996/97

Lobbyistensohn auf dem Parteitag der Republikaner, San Diego, aus: Dead Letter Office, 1996/97

Titanic-Kulisse, Popotla, aus: Dead Letter Office, 1996/97

untersuchten Sachverhalt auf verschiedenen Ebenen zu ermöglichen. Diese Form von dokumentarischer Fotografie ist wenig für marktkonforme journalistische Zusammenhänge geeignet. Die VertreterInnen der anderen, am Kunstmarkt wesentlich erfolgreicheren Richtung z.B. Nan Goldin, Wolfgang Tillmanns, Beat Streuli oder Richard Billingham setzen ganz auf ihre subjektiven Eindrücke der sozialen Realität, neigen teilweise zu spektakulären Themen, denen sie sich manchmal auch voyeuristisch nähern, und stellen fast ausschließlich Fotoabzüge aus. Symptomatisch für diese Art der Fotografie ist es auch, daß sie problemlos sowohl in den Kunstkontext als auch in die Lifestyle-Magazine paßt.

So finden sich Versuche, gegen den Mainstream und seine glatte Ästhetik intellektuell anspruchsvolle Dokumentarfotografie zu präsentieren, vor allem in öffentlichen Kunstinstitutionen. Die Ausstellung Dismal Science im Münchner Kunstverein bot Gelegenheit, die Arbeitsweise des Fotografen Allan Sekula näher kennenzulernen.

Allan Sekulas Ausstellung Dismal Science. Photo Works 1972-1997

Am Beginn der retrospektiven Ausstellung steht eine ältere Arbeit von 1973 mit dem Titel Aerospace Folktales. Die Installation besteht aus einigen Topfpflanzen, Tonbändern, sw-Fotografien und Texten. Mit Aerospace Folktales beschreibt Sekula das Leben seiner eigenen Familie, das mit dem kalifornischen Luft- und Raumfahrtkonzern Lockheed, dem Hauptrüstungslieferanten des Vietnamkriegs, eng verbunden ist. In diesem Unternehmen war sein Vater als Ingenieur beschäftigt, bis er entlassen wurde - eine Tatsache, die ihn, der sich als Experte davor gefeit sah, tief schockierte. In drei Raumecken der Installation stehen rote Regiestühle, auf denen die BesucherInnen Tonbandaufzeichnungen von jeweils einem Interview mit seinem Vater und seiner Mutter, sowie einen Kommentar von Sekula selbst hören können. Alle drei laufen in verschiedenen Ecken synchron, so daß man die Statements nicht gleichzeitig verfolgen kann und keine Hierarchie zwischen den Personen entsteht. In dem von Sekula gesprochenen Text reflektiert er über die unterschiedliche Art der Eltern, die ökonomischen Bedingungen des Staats zu interpretieren. Beinahe schizophren wirkt die Haltung des Vaters, der sich so sehr mit Lockheed identifiziert, daß er seine Arbeitslosigkeit nur als Fehlfunktion in einem perfekten, fairen System sieht, während er durch die Unternehmenspolitik sogar seine Krankenversicherung verlor.
Wie in einem Fotobuch sind die sw-Fotografien überwiegend paarweise und durch einen Text ergänzt in Rahmen zusammengefaßt. Sie zeigen diverse Situationen im Haus der Eltern, in dem alles seine Ordnung hat: eine Pinnwand mit Arztnotizen oder Abbildungen aus einem Buch mit dem Titel „The Effects of Nuclear Weapons“, sowie selbstgebastelte Kampfflugzeug-Modelle. Die begleitenden Texte erzählen in einem unpersönlichen Tonfall von den Gewohnheiten der Familie und geben im Gegensatz zu den Tonbändern keinen Aufschluß über die Beziehung zwischen ihr und dem Künstler: „The engineer offered his children a dollar for every book they read.“ Ein Zitat aus einem Buch über die Geschichte Lockheeds von 1969 „Days of Trial and Triumph“, das in heroischen Worten die Bemühungen um „menschlichen Fortschritt und nationale Verteidigung“ beschreibt, steht im krassen Gegensatz zu der Situation der Familie vier Jahre später. Damit zeigt Allan Sekula den Widerspruch zwischen dem selbstkonstruierten Image des Wirtschaftsunternehmens und seiner Arbeitnehmerpolitik.

Diese Arbeit ist nicht nur das Portrait einer amerikanischen Mittelstandsfamilie, sondern ergibt eine Kartographie ökonomischer Zwänge und gesellschaftlicher Hierarchien. Die Häuser der Arbeitersiedlung, in der die Familie „fälschlicherweise“ lebt, beschreibt Allan Sekula auf dem

Muschelsammler, Popotla, aus:
Dead Letter Office, 1996/97

Tape als „Boxes“, die für diese Schicht als effizienteste Wohnbehälter angesehen werden. Das Motiv der Box bzw. des Containers zieht sich auch durch seine wahrscheinlich bekannteste Arbeit, Fish Story (1990-95), die die Transformation des „klassischen“ Hafens in der Nähe des Stadtzentrums zu dem automatisierten Industriehafen untersucht, der an die Peripherie gedrängt entsprechend den Regeln der neuen Ökonomie „unsichtbar“ geworden ist. Den Frachtcontainer als Zeichen einer sich wandelnden maritimen Welt, der seit den 50er Jahren eine globale Distribution ermöglicht, interpretiert Sekula in dem Text, der sein Buch Fish Story beschließt, folgendermaßen: „Wenn es ein einzelnes Objekt gibt, von dem sich sagen ließe, es verkörpere die Leugnung, die der transnationalen bürgerlichen Fantasie von einer Welt des Wohlstands ohne Arbeiter, einer Welt ungehinderter Ströme innewohnt, dann ist es das: der Container, der Sarg der fernen Arbeitskraft. Und wie der Tisch in Marx' Erläuterung des Fetischcharakters der Ware hat der Sarg zu tanzen gelernt.“ Das Motiv des Containers in seiner Funktion als Sarg taucht in Sekulas jüngster Arbeit Dead Letter Office (1996/97) direkt auf: ein schlichter, noch im Fertigungsprozeß befindlicher und ein repräsentativ geschmückter Sarg, beide im Grenzort Tijuana produziert - der eine jedoch für Mexiko, der teure für die „andere Seite“, die USA. Des weiteren ist Tijuana einer der wichtigsten Standorte zur Produktion von Frachtcontainern. Eine Art Container für Leichenattrappen und gleichzeitig für billige Arbeitskräfte ist auch das auf der mexikanischen Halbinsel Baja California für den Monumentalfilm rekonstruierte Schiff „Titanic“. Eine der teuersten und erfolgreichsten Produktionen der Filmindustrie wird auf den Fotografien mit den ärmlichen Verhältnissen der BewohnerInnen des Fischerdorfes Popotla gleich neben dem Drehort konfrontiert. Als ein Symbol für die Kluft zwischen der reichen und der armen Welt fungiert der größte existierende Süßwassertank für die Filmcrew - für die Bevölkerung direkt daneben gibt es nicht einmal fließendes Wasser.
Bei diesen beiden in den 90er Jahren entstandenen Arbeiten zog Sekula die Farbfotografie vor, da sw-Fotografien häufig die Aura des Nostalgischen anhaftet. Und gerade in der maritimen Welt wird das Industriedesign der Frachtcontainer zugunsten der idealisierten Vergangenheit mit Bildern von Fischkuttern und Segelschiffen verdrängt. Die schnappschußartigen Farbfotografien von Dead Letter Office und Fish Story sind analog zur traditionellen Bildergalerie klassisch gehängt. Sekula faßt die Aufnahmen jeweils zu einer Sequenz zusammen. Er unterscheidet die Sequenz, die einen komplexen Zusammenhang schafft, von der Serie, aus der man ein Foto ohne Bedeutungsverlust herauslösen kann.

Wesentlichen Bestandteil einiger Arbeiten bilden in der Ausstellung Orte, die zum Lesen einladen: ein für einen einzelnen Stuhl konzipierter Leseraum in Dismal Science, ein Feldbett in War without Bodies und eine Stuhl-Tisch-Situation in Meditations on a Triptych (1973/78). Der Prozeß des Lesens spielt für Allan Sekula eine wichtige Rolle und wird deshalb entsprechend inszeniert.
Trennt der Leseraum in der Arbeit Dismal Science von 1989/92 die BesucherInnen explizit von der Diaprojektion, kann man in Meditations on a Triptych an einem Tisch vor den Farbfotografien sitzend diese mit dem Gelesenen immer wieder vergleichen. Die drei Aufnahmen stammen offensichtlich aus einem Familienalbum und bei genauerer Betrachtung sind der „Ingenieur“ und seine Frau aus den Aerospace Folktales wiederzuerkennen. Diesmal jedoch mit dem Outfit und dem Habitus, in dem sie sich gerne selbst sehen wollten. Im ausliegenden Text beschreibt Sekula detailgenau die Fotografien und rekonstruiert die Mechanismen, Konventionen und Wünsche, die den Bildvorstellungen dieser Familie zur Zeit der Aufnahmen zugrundelagen: Der Mann erscheint einerseits als

Plakat für die Long Beach Housing Association, L.A. 1979, aus: Dead Letter Office,1996/97

Offizier der amerikanischen Luftwaffe und als Inkarnation von Nationalstolz und Patriotismus, andererseits als Familienoberhaupt und Regisseur der Fotografien, auch wenn er selbst mit auf dem Bild ist. Die Frau dagegen dient als Dekoration für den männlichen Betrachter und als dessen stolzer Besitz und fungiert zudem als Mutter und Vorbild für die Töchter. Beide zusammen sind Sinnbild für Ehe und Familienglück und wirken besonders vor einem New-Deal-Denkmal posierend als soziale Aufsteiger, als Repräsentanten der amerikanischen „Selfmade Man"-Ideologie. Diese Arbeit könnte als Beleg für Pierre Bourdieus Untersuchungsergebnis dienen, daß die Fotografie nicht beliebig eingesetzt, sondern von jeder sozialen Gruppe nach bestimmten Normen und Mustern unbewußt und fast zwanghaft angewendet wird. Die Folge sind stereotype Resultate, die wiederum die Dispositionen und Wahrnehmungen für die jeweilige Gruppe ganz natürlich erscheinen lassen.

Allan Sekula versucht bei diesen Bildanalysen, die Rolle eines unbeteiligten Beobachters einzunehmen, obwohl er als Sohn der Familie in ihre Struktur verwickelt ist. Diese intellektuelle Distanz einzuhalten, gelingt ihm jedoch nicht immer, vor allem wenn er unvermittelt private Details mit ins Spiel bringt.

Mit der Verwertung von Landschaft und der symbolischen Bedeutung von Geografie setzt sich die fünfteilige Installation Sketch for a Geography Lesson von 1983 auseinander. Zu einem Tableau zusammengestellte Farbfotografien, die Sekula in der Nähe der DDR-Grenze in Hessen und Nordbayern aufnahm, zeigen die geographischen Spuren des Kalten Krieges. Ein Foto z.B. zeigt die vom Nebel weitgehend verborgene Grenze in der winterlichen Landschaft des Naturparks Rhön. Eine Frau auf dieser Fotografie präsentiert uns jedoch eine Aufnahme der gleichen Stelle im Sommer, die einen blühenden Grenztourismus dokumentiert. Eine andere Repräsentationsebene dieser Landschaft bilden zwei größere, schwarzweiße TV-Stills aus einer Sendung des interaktiven Kabelfernsehens in Columbus, Ohio, welche die ZuschauerInnen animiert, an einem Kriegsspiel teilzunehmen. Das Kunststoffareal, auf dem sich der imaginäre Krieg abspielt, ist der Gegend um Fulda nachempfunden. Auf einem Standbild ist die Anweisung „touch now" zu lesen, d.h. die FernsehzuschauerInnen können in ihren Wohnzimmern in die Rolle von „Kriegern" schlüpfen.

Allan Sekula begreift die Fotografie als eine Artikulationsform, die erst in der Kombination mit anderen Kommunikationsmedien die gewünschte politische Aussage ergibt. So entsteht die besondere Wirkung der Arbeiten durch die Simultaneität verschiedener Sprachformen und -praxen. Selbst als Künstler und Kritiker tätig, möchte Sekula der bild- bzw. textschaffenden Arbeitsteilung entgegenwirken. Die Fotografie will er als erkenntnistheoretisches Instrument nutzen. Wirklichkeit bzw. soziale Strukturen sollen als komplexe Realität analysiert werden.

Aber Erkenntnis und ihre Visualisierung sind bei Sekula kein Selbstzweck. Deshalb ist er zusätzlich darum bemüht, seine Arbeiten an die Orte zu bringen, wo sie auf konkrete Probleme antworten können. So wurde Fish Story fast ausschließlich in Hafenstädten ausgestellt. In einem anderen Zusammenhang, für die Long Beach Housing Action Association, entwarf er ein Plakat, das sich gegen die Gentrification von Downtown Long Beach mit Eigentumswohnungen, Shopping Malls und Yachthäfen und gegen die Vertreibung der AnwohnerInnen richtete. Ein Mitglied des Long Beach Stadtrats drückte das 1979 folgendermaßen aus: „People who can't afford to live here should move someplace else". Anfang 1980 klebte Sekula die Plakate an Bauzäune überall in Long Beach und zeigte eine Kopie davon mit anderen seiner Arbeiten im dortigen Kunstmuseum. Der Museumsdirektor bestand auf einem das Plakat begleitenden Dementi, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er auf einen subventionierten Ausstellungsraum in der neuen Mall spekulierte. Es ist jedoch speziell diese Orientierung an politischer Artikulation im Gegensatz zu Vermarktbarkeit, die Sekulas Werk von der Norm angenehm abhebt.

Gerade in einer Stadt wie Los Angeles, in der Allan Sekula lebt, stellen die sich rapide wandelnden Verhältnisse eine große Herausforderung dar. Mike Davis - Allan Sekula widmet ihm in der Arbeit Dismal Science den Epilog - schildert in seinem Buch, City of Quartz, die Abwanderung der ökonomischen Aktivitäten in Industrieparks, Dienstleistungszentren, Bürostädte oder Shopping Malls. In diesem Prototyp der zukünftigen Stadt, wo Kultur fast ausschließlich in dem exklusiven „Central Business District" stattfindet, stellt Sekulas Idee von aufklärerischer Dokumentation eine notwendige Korrektur dar. Δ

[1] Brigitte Werneburg, eine Kunstgeschichtlerin, die sich viel mit der Arbeit von Allan Sekula und der Dokumentarfotografie beschäftigt hat, tritt dafür ein, der Dokumentarfotografie wieder die Glaubwürdigkeit, die ihr „technisch-analoges Bildaufzeichnungsverfahren verbürge" (!), zurückzugeben: „Sie will Licht in den Schatten bringen, aufklären, kritisieren und Partei ergreifen. Und auch dann, wenn sie nicht dezidiert kämpferisch angelegt ist, zielt sie doch auf das Alltägliche, das leicht übersehen wird, auf das nicht oder wenig Beobachtete, das Marginale, auch und gerade in seiner scheinbar banalsten Form." Aus welchem Grund jedoch die mit dem Begriff „dokumentarisch" konnotierte Fotografie, sich immer für Marginalisierte einsetzen sollte, und sie nicht ebenso zur Verbreitung bestimmter (beispielsweise rechtsradikaler) Ideologien verwendet werden kann, bleibt unklar. Hier sei nur auf die kontroverse Diskussion hingewiesen, die der „Dokumentarfilm" Beruf Neonazi auslöste.

Widerstand ist mehr als eine Geste

Offiziell begann die kurze Geschichte der Angry Brigade 1967 mit einem Bombenpaket in einer neuen Polizeistation in Paddington, Nordwest-London. Es folgten diverse Aktionen, darunter Anschläge auf die BBC, die amerikanische und die spanische Botschaft sowie eine Serie von Angriffen im Ausland, die gemeinsam mit anderen europäischen Linken geplant und ausgeführt wurden. Die andere, längere Geschichte der Angry Brigade ist die der schrittweisen Radikalisierung einer Gruppe, die breit in der Arbeiterbewegung verwurzelt war und im Laufe ihrer friedlichen Aktivitäten mit einem sich neu strukturierenden, härter durchgreifenden kapitalistischen Staatsapparat konfrontiert wurde, der der Massenbewegung der Ära das Rückgrat brach.
John Barker verfaßte den folgenden Text 1997 anläßlich des Erscheinens von Tom Vagues Buch „Anarchy in the UK: The Angry Brigade". Er selbst wurde aufgrund seiner Mitgliedschaft in der Angry Brigade und seiner Teilnahme an diversen Aktionen 1971 verhaftet und nach einem langwierigen Prozeß 1972 zu zehn Jahren Haft verurteilt, von denen er sieben absaß. Heute lebt er als freier Autor in London.

THE ANGRY BRIGADE

Es ist eine gräßliche Angelegenheit, ein Buch über die eigene Vergangenheit in Händen zu halten: Mit diesem beinahe ikonenhaften Photo eines jüngeren Ich und dem Gefühl, in einem Bündel vergilbter Zeitungsausschnitte gefangen zu sein - oder wie in diesem Buch - in den als goldenes Zeitalter verklärten Jahren um 68, einer Zeit von beneidenswertem Engagement, mit Massenbewegungen und unbegrenztem Horizont. Für mich persönlich war es schmerzvoll, nach sehr langer Zeit zum ersten Mal wieder über diese Vergangenheit nachzudenken. Ich bereue nicht, was ich getan habe - das habe ich dem einzigen Menschen gesagt, der mich danach fragte, einem Knastaufseher, kurz nach meiner Verurteilung. Aber das Ich von damals kommt mir sehr fremd vor, und obwohl ich respektiere, was ich getan habe, sehe ich es in vielen Punkten kritisch und nicht immer mit Sympathie. Stellenweise erschrecke ich heute vor der Rhetorik und Selbstgerechtigkeit der AB-Kommuniques. Leider ist es genau die übertriebenste Rhetorik, auf die Tom Vague aus ist. Wenn das eigene Leben diskutiert wird, dann besser von einem Tom Clear als von einem Tom Vague. Das Buch bleibt wirklich sehr vage: eine schlampige Kopierarbeit (und das auch noch vor allem aus einem merkwürdigen, wiederum zusammenkopierten, 20 Jahre alten Buch) mit einer kaum faßbaren Aussage, die sich darauf beschränkt, eine vage Verbindung zu den Sex Pistols herzustellen und uns wie sie als Helden der kulturellen Rebellion in England zu verklären.

Schlampig ist zum Beispiel, daß niemand aus dem Stoke Newington 8 Defence Committee interviewt wurde - einer breit verankerten, politisch kreativen Organisation, die sich aus verschiedensten Leuten zusammensetzte und eigentlich interessanter war, als die AB selbst. Es fehlt jedes Gespür dafür, wie Menschen, die weitgehend eine demokratische kommunistische Weltsicht unterstützten, damals fühlten, handelten und sich organisierten wie auch dafür, was auf der Welt zu dieser Zeit passierte. Das alles war natürlich keineswegs, was heute groteskerweise „sexy" genannt wird.

Die Angriffe der AB gegen Sachen fielen hauptsächlich in die Regierungszeit von Edward Heath - obwohl derartige Aktionen im ganzen Land bis weit in die 70er Jahre weiterging, eine Tatsache, die zum Teil bestätigte, daß die AB keine straffe Geheimorganisation war. Bis zur jüngsten Wahl, als die Konservative Partei fast über Nacht vollkommen an Bedeutung verlor, wurde Heath als ein genialer, unbequemer alter Hase präsentiert, der für Opposition gegen einen kompromißlosen Kapitalismus stand, was mir die Aktionen der AB im Nachhinein wie eine Farce vorkommen ließ. Zu jener Zeit war Heath anders. Seine Selsdon-Man-Politik zielte genau auf den kompromißlosen Kapitalismus ab. Ihr war kein durchschlagender Erfolg beschieden, zum einen wegen der sehr starken, nichtlegalistischen Opposition der organisierten Arbeiterklasse, zum anderen weil der entscheidende Schlag des weltweiten Kapitals zur Verschiebung der Kräfteverhältnisse im Zuge der Ölpreiskrise von 1973 noch bevorstand. Als Margaret Thatcher an die Macht kam, war die Sache gelaufen. Die Selsdon-Man-Politik wurde von einer Brutalisierung der Staatsmacht begleitet. Aus heutiger Sicht wirkt jene Zeit wahrhaft unschuldig, wenn man bedenkt, daß es nur ein oder zwei Todesfälle in Unter-

THE ANGRY BRIGADE

suchungshaft gegeben hat oder daß damals der erste Polizeicomputer eingesetzt wurde. Damals kam es uns aber nicht so vor, es war schockierend.

Meine eigene Erfahrung war von ambivalenter Unschuld. Einerseits hatte ich als Mitglied bei der Claimant's Union eine konzertierte Selbstorganisation erfahren, mit der wir klare Siege errangen. Andererseits war ich als schmuddeliger Bewohner von Notting Hill (bis in die 70er Jahre ein innerstädtischer Slum Londons - Anm. d. Red.) einem erhöhten Maß an polizeilicher Unterdrückung ausgesetzt. Hier organisierten wir uns auch im Kampf, Privatparks in kommunale Spielplätze umzufunktionieren.
Wir hatten das Gefühl, daß wir Siege erringen konnten und sollten, aber auch, weniger bewußt, daß der Staat und das Kapital genug von unseren Siegen hatten, und daß sie kräftig zurückschlagen würden.

Das waren damals berauschende Tage, der Beginn der Blütezeit einer selbstbewußten Arbeiterklasse, aber es gab bereits Anzeichen dafür, daß das internationale Kapital und die Staaten, die es schützten, genug davon hatten. Bis etwa 1973/74 wurde dies nicht analysiert oder theoretisch aufgearbeitet, und als es geschah nicht von der bolschewistischen Linken, sondern von der italienischen autonomen Bewegung - von Toni Negri, Sergio Bologna und Ferrucio Gambino. Das war auch die Zeit, in der die Automation in der Produktion aufkam, die die Anforderungen an die Arbeiter sinken ließ. Wir waren damals alle sehr jung - ich war gerade 23 Jahre alt geworden, als ich verhaftet wurde - und können nicht so tun, als hätten wir das alles verstanden: Wir teilten das Klassen-Selbstbewußtsein, hatten aber das dumpfe Gefühl, daß es herausgefordert werden würde, z.B. von Ford Motors und vor allem von der britischen Regierung.

Wir wurden im August 1971 verhaftet. In diesem Monat, zwei Jahre vor der Ölpreiskrise, unternahm Präsident Nixon einen entscheidenden Schritt zugunsten des globalen Kapitals, indem er die Goldpreisbindung des Dollars beendete und damit die Voraussetzungen für flexible

Wechselkurse schuf. Im gleichen Monat internierte die britische Regierung viele katholische Republikaner in Nordirland. Unsere letzte Aktion vor unserer Verhaftung war die Bombardierung eines Gebäudes der Armee in London als Antwort darauf.

Die Bedeutung dieser direkten und persönlich erfahrenen Unterdrückung wie auch der komplizierten, scheinbar technischen Vorgänge in der internationalen Finanzwelt, geht in dem Buch von Tom Vague verloren. Internierungen, d.h. die Inhaftierung hunderter von Menschen, nicht weil sie etwas, das als Verbrechen gilt, begangen hatten, sondern weil ihre Familien oder ihrer Geschichte von offenem politischem Widerstand die Regierung von Edward Heath dazu legitimierte, wäre zu unserer Zeit sicherlich viel schockierender. Es war auch damals erschreckend, aber makabererweise war es von einem theoretischen Standpunkt aus auch erwünscht. Die moderne britische Regierung von Edward Heath hat die Regeln solange befolgt, bis es ihr gefiel, diese einseitig außer Kraft zu setzen. Das hatten wir die ganze Zeit über gewußt. Ein Jahr später wurden 13 Einwohner von Derry bei einer friedlichen Demonstration vom britischen Militär erschossen. Ich war damals im Gefängnis und ich glaubte, daß die britische Regierung die Existenz der IRA wollte, daß sie eine Militarisierung der Kämpfe in Irland einem freien Derry und demokratischem Kommunismus vorzog.

Diese Fakten, die Tom Vague ignoriert, hatten Konsequenzen. Für diejenigen von uns, die schuldig gesprochen wurden, wurde im Dezember 1972 das Strafmaß festgesetzt. Im Lauf des nächsten Jahres begann eine ernste Bombenserie der IRA in England. Ich saß im Knast, als die Bombe im Old Bailey (Zentral-London) hochging, das ganze Gefängnis feierte und ich war froh, daß ich meine Strafe schon bekommen hatte. Die Bomben und das Bombenlegen waren wesentlich heftiger geworden, und wir hätten längere Strafen bekommen.

Romantische Verklärung , wie sie dieses Buch kennzeichnet, erfordert einen zeitlosen Kontext, als wäre ein Akt der Rebellion heroisch, egal unter welchen Umständen er passiert. Ich stehe zu meiner Vergangenheit, denn die Wut und das Engagement, die ich fühlte, waren echt, aber sie war nicht heldenhaft. Ich war sehr jung, kannte keine wirklich schwere Unterdrückung und die Aktionen der AB fanden alle statt, bevor die IRA aus dem Bombenlegen eine ernste Angelegenheit machte.

Wir hatten 15 Jahre erwartet: Jake Priscott hatte das gekriegt, obwohl weniger gegen ihn vorlag, der Knastwärter, der uns ins Bailey eskortieren mußte, hatte darauf gewettet, und schließlich erklärte der Richter auch, daß dies das Strafmaß wäre, das er uns gegeben hätte, hätte die Jury nicht für Milde plädiert.
Bei meiner Verteidigung vor Gericht schlug ich mich viel besser denn in der Stadtguerilla. Ironisch könnte man sagen: ganz normal für einen Ex-Cambridge-Studenten. Da ist sicher etwas Wahres dran, aber die Rolle paßte auch politisch besser zu mir. Hilary Creek, Anna Mendleson und ich verteidigten uns selbst (was ich für jedes gemeinsame Gerichtsverfahren mindestens einem Beschuldigten dringend raten würde). So konnten wir direkt zu den zwölf Mitbürgern der Jury sprechen, ohne Vermittlung außer den Unterbrechungen durch den Richter und seinen Lügen bei den entscheidenden Punkten. Heute denke ich mir: arme Schweine, ein unfreiwilliges Publikum für sechs lange Monate. Trotzdem: Beim ersten Anzeichen dafür, daß sie das Geschworenensystem abschaffen wollen, haue ich ab, verlasse das Land. Einer der großen Momente der jüngsten Vergangenheit war, als die Liverpooler Jury die mutigen Frauen freisprach, die ein Militärflugzeug beschädigten, das für Indonesien und seinen schrecklichen Kolonialismus bestimmt war. Das angelsächsische Geschworenensystem fällt in den repräsentativen Demokratien des heutigen Kapitalismus aus der Reihe, nur hier wird ganz gewöhnlichen Leuten echte Macht zugestanden.

Das Buch behandelt den Prozeß ziemlich ausführlich, aber einmal mehr ohne Kontext. Man darf in dem Prozeß durchaus einen der wenigen Erfolge der AB sehen, und zwar deshalb weil man die Öffentlichkeit erreichte. Für demokratische Kommunisten, die eine Massendemokratie getragen von einer informierten, kritischen, intelligenten Bürgerschaft wollen, ist Heimlichkeit ein Widerspruch. Ein paar Angeklagten, die sich selbst verteidigten, gelang es, den Gerichtssaal in ein offenes Forum zu verwandeln, und die Geschworenen taten mir einen großen Gefallen: 10 Jahre statt der erwarteten 15. Nachdem der nervöse Vorsitzende die Strafen und für die Hälfte von uns den Freispruch verkündet hatte, stand er auf und betonte, daß die Geschworenen Milde für uns beantragt hatten. Was für ein Augenblick! Es war wie eine Rechtfertigung unserer Politik, die kritische, intelligente Bürgerschaft in Aktion - obwohl es mich ankotzte, überhaupt in den Knast zu gehen: Meine Schuld war konstruiert worden und es waren so viele Lücken in der Beweisführung, daß ich gewisse Hoffnungen gehegt hatte.

Wie sah dann meine Vergangenheit in der Stadtguerilla wirklich aus? Nun, einige Angriffe wurden wirklich ausgeführt und waren, wie die Angriffe auf italienisches Staatseigent um als Antwort auf den Mord der Polizei an dem anarchistischen Genossen Pinelli, angemessen. Auf der anderen Seite dauerte das alles nicht lange, etwas weniger als zwei Jahre, und das zu einer Zeit, als alles zu unseren Gunsten war: Die Sicherheitsvorkehrungen in dieser Prä-IRA-Ära waren sehr lasch, und weil die meisten von uns nicht zu einer der vielen bekannten linken Parteien und Gruppierungen dieser Zeit gehörten, hatten wir einen Vorsprung, als die Polizei politische Karteien anlegte.
Wenn man das weiß, verweist die Tatsache, daß ich/wir nicht besonders lang durchhielten, auf einen schrecklichen Mangel an Gewitztheit. Daß ich - außer Polizeiprügel und einer Festnahme bei einer Vietnam-Demonstration - keine Repressionen erlebt und nie im Gefängnis gesessen hatte, bestärkte, ganz unheroisch, den Glauben, daß ich viel Pech haben müßte, um gefaßt zu werden. Einige AB-Aktionen erforderten ein gewisses Maß an Planung und Nerven, aber ich trug massiv zu meinem eigenen Unglück bei.

Auch waren die vielen verschiedenen Leute in der AB und ihrem Umfeld mit der Geheimhaltung nicht besonders glücklich, weil sie unweigerlich elitär ist. Von heute aus betrachtet ist die Situation ausweglos und die Lockerheit der Geheimhaltung bringt nichts: Einer der bedeutendsten Texte der damaligen Zeit war „Die Tyrannei der Strukturlosigkeit", der zeigte, daß informelle Führungsstrukturen besonders undemokratisch sind und der jetzt besonders relevant ist, wenn die Ideologen des Internet dessen angebliches demokratisches Potential mit ihrem ganzheitlichen Unsinn hochjubeln. Damals gab es wenigstens nicht diese naive Selbstgefälligkeit, die Menschen dazu treibt, der ganzen Welt zu erzählen, was sie tun, aber dennoch. Auf der einen Seite waren wir libertäre Kommunisten, die an eine Massenbewegung glaubten, auf der anderen Seite meinten wir es NICHT SO ERNST. So unverblümt ausgesprochen klingt das besonders arrogant, aber: Ja Mann, wir haben es sowieso nie ernstgenommen: Wie viele andere junge Leute damals wie heute haben wir eine Menge Dope geraucht und waren viel damit beschäftigt, unseren Spaß zu haben. Wir maßten uns nicht an, die Avantgarde zu sein, wie die RAF in Deutschland (so hero-

isch sie auch war) oder die Roten Brigaden in Italien (so infiltriert und manipuliert sie waren). Die eigene Überzeugung ernst zu meinen und gleichzeitig Spaß haben zu wollen, war vielleicht Teil dieser unschuldigen Zeit, aber es ist keine ewige psychologische Unmöglichkeit, kein immerwährender Gegensatz. Was ich jetzt bei aller Kritik anerkenne, ist, daß wir unsere Gefühle und Gedanken ernst genommen und danach gehandelt haben. Das zu tun und unseren Spaß zu haben, finanzierten wir vor allem durch Scheckfälschungen. Auch das hinterließ Spuren, aber weder diese noch unsere amateurhafte Geheimhaltung waren direkt dafür verantwortlich, daß meine Zeit in der Stadtguerilla nur kurz währen sollte.
Anfang 1971 war es mit einem unserer Vorteile - von der Polizei nicht dem Umfeld der AB zugerechnet zu werden - vorbei. Und wir machten trotzdem weiter. Der Mann mittleren Alters, der ich jetzt bin, kann deshalb den Zeigefinger erheben, es war purer Wahnsinn. Wir machten aus Sturheit weiter, weil die AB ihre ganz eigene Dynamik hatte, aber vor allem aus einem Gefühl von naiver, romantischer Loyalität heraus. Die zwei Genossen, die verhaftet worden waren, sollten nicht im Stich gelassen werden, auch wenn unsere Adressen oder Namen in einem dämlichen Adreßbuch standen, das sie gefunden hatten. Daß wir unter diesen Umständen weitermachten, bedeutete nicht, daß wir uns bewußt auf eine neue Ebene eingelassen hätten, es war tollkühn. Wir dachten: wir sind jung, uns kann nichts wirklich Schlimmes passieren und: Scheiß drauf, wir zeigen's Ihnen.

Das Fehlen jeglichen historischen Kontextes in diesem Buch und die damit einhergehende Verklärung ist nicht auf das nationale und internationale Gleichgewicht der Klassenkräfte beschränkt:
Es gibt in diesem Buch kein Gefühl für die Kultur bzw. die politische Kultur dieser Zeit.

Es war eine großartige Zeit, da das Lebensgefühl, das vorher auf die Boheme beschränkt war, aus dieser Enklave ausbrach; man hatte Energie, Enthusiasmus, wenig Geld und einen kreativen Glauben daran, daß alles möglich war. Andererseits waren viele Songs jener Zeit noch voll männlichen Selbstmitleids und „die Linke" sprach immer noch in der ewigen WIR-Form: wir, die vereinigten Unterdrückten. In der Zeit des Klassen-Selbstbewußtseins hatten linke Parteien und Gruppierungen eine Wählerschaft und das nicht ausschließlich in den Universitäten. Manche hatten Positionen in Gewerkschaftskomitees, andere waren totale Spinner, die zweistündige, hochtrabende Reden halten konnten, in der ersten Reihe aufrechte Jünger, bereit, jeden anzuschnauzen, der gähnte oder lachte. Was sie gemeinsam hatten, so wie die christlichen Bolschewiken unserer derzeitigen Regierung, war das absolute Selbstbewußtsein, für ein einheitliches WIR zu sprechen.

Die AB-Kommuniques hatten recht mit ihrer Kritik an der autoritären Linken, aber sie tendierten genauso dazu, die WIR-Stimme zu übernehmen. Von heute aus betrachtet haben sie einen sorglos sektiererischen Klang, als wäre „die Linke" das einzige Problem gewesen, eine kleine, beeinflußbare Welt. Teilweise war „die Linke" tatsächlich das Problem, aber das wurde erst richtig von Frauen und Schwarzen angesprochen, die dem WIR mit Recht skeptisch gegenüberstanden. Man kann sich heute kaum vorstellen, wie sexistisch die Linke war.

Blickt man heute kritisch und distanziert zurück, sieht man, daß das politische Engagement dieser Zeit zum großen Teil nur Geste war. Daß ich AB-Aktivist wurde und mich in offenen Auseinandersetzungen engagierte, die mich betrafen, hing ironischerweise damit zusammen, daß mich die gestenhafte Art der konventionelleren linken Politik anwiderte. Das begann bei einem Vorbereitungstreffen für eine Vietnam-Solidaritäts-Demo an der Toynbee Hall in Whitechapel. (Der amerikanische Krieg gegen Vietnam wird in dem Buch von Tom Vague kaum erwähnt, obwohl es eine massive Gegenbewegung gab, und zwar auf internationaler Basis.) Unter den Anwesenden waren vier Typen, die ziemlich offensichtlich Bullen waren. Wir sagten, es sei lächerlich mit denen überhaupt weiterzumachen, aber der Vorsitzende sagte, nein, wir müßten fortfahren. Wir besprachen uns also weiter und die vier Bullen und ein weiterer, den wir nicht mal bemerkt hatten, standen auf und gingen. Wir hatten das Gefühl, daß Demos reine Routine waren und daß nichts weiter passieren würde, als daß die Anführer sicher in den hintersten Reihen gehen und die Leute vorne die Schläge einstecken und verhaftet werden würden.

Aber warum dann Bomben legen, eine Taktik aus dem 19. Jahrhundert, oft als anarchistisch abgestempelt, was wir nicht waren, notwendigerweise heimlich und - da wir niemanden verletzten wollten - zwangsläufig in dem Schaden, den sie anrichten würde, begrenzt. Ist das nicht die Geste schlechthin? Damals schien es nicht so. Wenn wir auf einer dieser symbolischen Demos auf dem Grosvenor geschlagen worden waren, hatten wir das Gefühl, daß sie nicht uns, sondern sich selbst verletzten. Es kam auch von der Frustration und der Wut, die sich auf diese Weise entlud. Da waren diese Leute in der Regierung und den

Konzernen, die ungestraft Entscheidungen trafen, die auf wirklich schlimme Weise in das Leben tausender Menschen eingriffen. Ihnen persönlich würde nichts Schlimmes passieren, was sie taten wurde heuchlerisch als Notwendigkeit dargestellt. Der Grund war auch das Gefühl, das wir an einem besonders günstigen Punkt angelangt waren, was das Gleichgewicht der Klassenkräfte anbelangt, und daß man handeln mußte, ohne sich dabei auf eine kapitalistisch definierte Legalität zu beschränken.

Ich war an anderen, ebenfalls symbolischen Aktionen beteiligt und zu ihnen habe ich ein weniger ambivalentes Verhältnis, bin mir eher sicher, daß sie richtig waren. Zum Beispiel die Versteigerung von Häusern aus dem kommunalen Besitz in Kensington und Chelsea, die zur Privatisierung freigegeben wurden. Wir erschienen in Anzügen und steigerten die Häuser auf Phantasiepreise hinauf, bis ein Immobilienhändler, den Braten roch und die Versammlung im Chaos endete. Das ging auf Taktiken zurück, die die Arbeitslosenbewegung in den 30er Jahren anwandte (und derer sich heute vor allem die Grünen bedienen). Oder das Zerreißen der Zeugnisse in Cambridge, eine befreiende Erfahrung, die ich niemals bereute. Aber damals waren die Zeiten besser, es gab immer genug Jobs, und es hatte wenig oder keine Auswirkungen in den folgenden Jahren. Es war eine Geste, aber eine, die niemandem wehtun konnte und die genau unsere libertär-kommunistische Überzeugung traf, daß Elite-Denken das Gerede von der freien Entfaltungsmöglichkeit für jedermann verhöhnt.

Kensington und Chelsea verkauften die Häuser, die Elite verlacht die demokratische Rhetorik noch immer. Der einzig bleibende Sieg, den wir errungen haben, ist die Aneignung des Powis Square, das Niederreißen des Zauns dieses feinen Privatparks und seine Umwandlung in einen kommunalen Spielplatz. Alles was die AB tat, war, die relativ Schwachen für eine Weile aufzuheitern, allerdings zu sehr von außen. Zum Beispiel hatten wir keine Ahnung, welche Auswirkungen Angriffe auf die Ford Motor Company auf die in den Arbeitskampf verwickelten Beschäftigten haben würden. Die Wohnungen vieler unschuldiger Genossen wurden von den Bullen auf den Kopf gestellt. Ich kann nur sagen, daß wir zumindest nicht wie manche skrupellosen linken Gruppen waren, die schwarze Jugendliche nach dem Tod von Colin Roache ermutigten, Polizeireviere zu attackieren, und sich dann von ihnen abwandten, als sie es mit Molotowcocktails taten, obwohl das eine demokratischere Methode ist, als mit Dynamit.

Wenn man weiß, daß Guy Debords „Die Gesellschaft des Spektakels“ mich und andere ziemlich beeinflußt hatte, war die AB auf ironische Weise spektakulär. Ihre Aktionen hingen von der Publicity ab und sie wurden in dem Vague-Buch als Teil eines allumfassenden Spektakels in eine romantisierte Vergangenheit eingebettet. Könnte man aus der situationistischen Analyse ein Grundprinzip ableiten, so wäre es genau das allumfassende Spektakel, daß niemand jemals persönlich für Ausbeutung oder Unterdrückung verantwortlich ist. „Die Gesellschaft des Spektakels“ ist immer noch eine gültige Beschreibung des modernen Kapitalismus, aber Debords Schrift war nie eine Gebrauchsanweisung. Es ist einfach zu kontern, daß es zumindest noch keine AB-Ausstellung im Centre Pompidou gab. Ich erwähne das, weil es genau jenes mir heute so verhaßte situationistische Element in der AB-Rhetorik ist, das Tom Vague in diesem Band aus seiner Psychogeography Series übernimmt. Obwohl Guy Debords Analyse haargenau saß, kam sie von einer Gruppe bolschewistischer Bohemiens und hatte einen elitären Unterton. Was bei Vagues Buch auffällt, ist, daß er dem, was wir „situationistischen Blickwinkel“ nennen könnten, sehr positiv gegenübersteht, aber gleichzeitig die Analyse und Theorie ignoriert, die sich aus der italienischen Bewegung ab Potere Operaio entwickelte, die uns eigentlich viel wichtiger war. Das ist nicht überraschend, wenn man weiß, daß die italienische Theorie als eine strenge strategische und taktische Analyse aus der Perspektive der Arbeiterklasse geschrieben worden war, während das Bohème-Gehabe der Situationistischen Internationale genau zu der massiven Verlagerung der intellektuellen Aktivitäten paßt, die mit der Klassenniederlage Mitte der Siebziger Jahre einsetzte. In Zeiten von Klassenniederlagen gibt es immer Orientierungslosigkeit und Morbidität. Es ist unbestritten, daß der Kultursektor eine wichtige Nische für den Broterwerb ist, aber die Verlagerung oppositioneller Analysen fast ausschließlich dorthin und die Scheiß-Verklärung - beispielsweise von Guattari und Deleuze - werfen ein bezeichnendes Licht auf den desolaten Zustand der Linken.

Vagues Absicht ist sicherlich die romantische Verklärung insbesondere unserer Form von Engagement, in einer Zeit, die er offensichtlich dominiert sieht von beißender Ironie, die eine eindeutige Opposition zum Kapitalismus ein bißchen lächerlich erscheinen läßt. Aber Ironie ist nicht alles, und Widerstand ist mehr als eine Geste, dafür ist das Leben zu hart. Die Fähigkeit vieler junger Leute, die harten Zeiten zu überleben und kreativ zu sein, ist ausgeprägter als vor 25 bis 30 Jahren und zeigt sich zum Beispiel darin, wie sie um die scheinbar so drakonische Criminal Justice Act herumgekommen sind.

Was von der libertären Bewegung und vor allem von der Frauenbewegung überlebt und sich daraus entwickelt hat, ist das Infragestellen des automatischen „Wir“ der traditionellen linken Politik. Andererseits wurde mit der Niederlage der Begriff der Autonomie (der jetzt in Anzeigen für Mobiltelephone verwendet wird) auf einen Teil der persönlichen Identität reduziert. Nicht nur der Begriff des Engagements, sondern auch der der Einheit scheint überholt zu sein. Das trifft aber nicht zu: Er muß neu erarbeitet werden und wird stärker sein als der des automatischen „Wir“, wenn er aus gegenseitigem Respekt erwächst und diejenigen einschließt, die unsere Regierung christlicher Bolschewiken mit ihrem ausgrenzenden Gerede von Integration zur Weißglut bringt. Wenn jene in meiner Generation, die den Kapitalismus weder für unvermeidlich noch für immerwährend halten, irgendwas anzubieten haben, so hoffe ich, daß es ein gewisses Maß an teuer bezahlter Klugheit ist, die wir in der Vergangenheit nie besessen haben, und Wut auf das, was Wut herausfordert. Das - und nicht endlose Stunden lahmer Satire, verdrehtes Ideologiegewäsch oder eine Fetischisierung der Angry Brigade.

John Barker

Tom Vague: „Anarchy in the UK: The Angry Brigade“ (English Psychogeography Series), London, AK Press, 1997.

Die Liebe zum Film

in den Zeiten von Video

Interview mit

Octavio Cortázar

und Pastor Vega

Octavio Cortázar

Irgendwann konnte der örtliche Vertreter der Freundschaftsgesellschaft BRD-Cuba nicht mehr an sich halten und mußte seine Ansicht über die richtige Kunst kundtun: Brecht, das war noch einer. Und er berichtete erfreut, daß er beim Dokumentarfilmfest eine Dame getroffen hätte, die über die kubanische Retrospektive schimpfte: das sei doch alles Propaganda. Ihn selbst habe das ungemein beruhigt, denn es zeige doch, daß sich der kubanische Film nicht dem Diktat des westlichen Geschmacks und des Hollywood-Eskapismus gebeugt hätte. Insofern sei für ihn Propaganda eher ein Lob als ein Schimpfwort. Die kubanischen Gäste antworteten ganz charmant mit einem Gramsci-Zitat: Die beste Propaganda ist immer noch die Kunst. Und so hätten sie sich auch nie dafür interessiert, Propaganda zu machen, sondern gute Filme. Daß die kubanischen FilmerInnen in dieser Hinsicht einiges geleistet haben, war in der umfasenden Retrospektive des Münchner Dokumentarfilmfestivals zu sehen. Von Octavio Cortázar und Pastor Vega, die zur ersten Generation des ICAIC (Istituto Cubano del Arte e Industria Cinemátograficos) gehören, wollten wir wissen, wie sich der Film auf Cuba angesichts der massiven ökonomischen Einschränkungen heute behaupten kann. Die Filmstills sind dem halbdokumentarischen Spielfilm „De cierta manera“ (Regie: Sara Gómez) entnommen.

Pastor Vega

hilfe: *Unsere erste Frage bezieht sich natürlich auf die Produktionsbedingungen des kubanischen Films. Wir haben gehört, daß momentan kaum Geld da ist, daß zum Beispiel lediglich zwei Dokumentarfilme oder ein halber Spielfilm im Jahr gedreht werden können. Wie arbeiten die kubanischen DokumentarfilmerInnen unter diesen Umständen?*

Octavio Cortázar: Der kubanische Dokumentarfilm ist seit Anfang der 90er tatsächlich in einer Krise. Auf 35mm-Material sind in den letzten sieben Jahren noch nicht einmal 50 Dokumentarfilme gedreht worden, während wir früher 40, 45, 50 Titel pro Jahr produziert haben. Mittlerweile sind es noch zwei bis drei jährlich, die auf 35mm-Filmmaterial fertiggestellt werden. Aus diesem Grund wird heute sehr viel mit Video gearbeitet. Die Filmemacher und Filmemacherinnen haben aufgrund dieser Situation – die Beziehungen zu den sozialistischen Staaten sind mit dem Verschwinden dieser Länder weggebrochen, dieser ganze Komplex, der zur gegenwärtigen Krise geführt hat – angefangen, auf Video zu drehen. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von Produktionsfirmen – darunter auch meine, Hurón Azul, die der Unión de Escritores Y Artistas de Cuba angehört –, und kleinere Unternehmen, die von Filmemachern finanziell selbständig geführt werden. Die Welt des Dokumentarfilms beschränkt sich auf diese Videoproduktionsfirmen und einige Festivals, auf denen einmal im Jahr Filme auf 35 mm vorgestellt werden. Das ist die Situation, was die Produktionsbedingungen angeht. Sie ist also nicht zum Erliegen gekommen. Im Augenblick gibt es eine Kampagne zur Rettung des Dokumentarfilms, die 1994-95 initiiert worden ist, als sich die Filmemacher der schwierigen Lage des Dokumentarfilms bewußt geworden sind und das Kulturministerium begonnen hat, Institutionen und Produktionsfirmen deutlich zu machen, welche kulturelle Bedeutung der Dokumentarfilm hat und welchen Verlust sein Verschwinden bedeuten würde. Oft wurde ja behauptet, daß der Dokumentarfilm als Kulturgut sich finanziell nicht auszahlen würde, daß er das investierte Geld nicht wieder einspielt, Behauptungen, mit denen wir nicht einverstanden sind, denn es gibt zahlreiche Beispiele, daß man auch mit Dokumentarfilmen Geld verdienen kann.

hilfe: Videoproduktionen haben also wegen der Kosten große Bedeutung bekommen. Wie werden die Dokumentarfilme denn verbreitet, über das Fernsehen, oder geht das auch über Kinos...?

Octavio Cortázar: In erster Linie durch das Fernsehen. Es gibt Programme, die sich auf Dokumentarfilme spezialisiert haben. Und dann gibt es auch die Salas de Video, ein System, wo viele Dokumentarfilme auf Video gezeigt werden. Aber in erster Linie ein wöchentliches Fernsehprogramm, Prisma heißt es, wo viele Dokumentarfilme zum ersten Mal aufgeführt werden, die später dann in den Salas de Video gezeigt werden, und auf Festivals. In letzter Zeit werden Dokumentarfilme vom kubanischen Außenministerium verliehen, und die Botschaften machen Aufführungen im privaten Rahmen. Die Verbreitung der Videoproduktionen ist noch nicht ganz zufriedenstellend, aber immerhin.

hilfe: *Wird das vom Publikum angenommen?*

Octavio Cortázar: In Cuba hat der Dokumentarfilm immer sein Publikum gefunden. Das Publikum hat sich nach und nach an den Dokumentarfilm gewöhnt und sich vom Spielfilm kommend für den Dokumentarfilm begeistert. Die Dokumentarfilme, die als Vorprogramme im Kino liefen, waren mitunter sogar besser als die Hauptfilme. Das Publikum hat die kubanischen Dokumentarfilme mit großem Wohlwollen aufgenommen, auch heute noch. Wie ich schon gesagt habe, stehen wir gerade mitten in dieser Kampagne, und ich leite ein wöchentliches Fernsehprogramm. Hier stelle ich neue Arbeiten vor, gehe auf die Geschichte des kubanischen Dokumentarfilms ein und mache Interviews mit den Regisseuren. Dann gibt es auch noch das Festival de Cine Latinoamericano und das von der Unión de Escritores Y Artistas De Cuba veranstaltete Festival Caracol, auf denen unsere Dokumentarfilme gezeigt werden.

hilfe: *Werden denn Spielfilme auch auf Video gedreht?*

Pastor Vega: Nein, Spielfilme nicht. Abgesehen von einigen Produktionen, die ausdrücklich für das Fernsehen ge-

dacht sind, die sogenannten Teleplays, also Spielfilme fürs Fernsehen.

hilfe: *Gibt es landesweite oder regionale Festivals?*

Pastor Vega: Es gibt zwei landesweite und 14 regionale Festivals, und es gibt eine, wenn auch nicht umfangreiche, so doch bedeutende Produktion von Spielfilmen auf Video. In der Regel wird allerdings auf 35 mm Filmmaterial gedreht. Die Produktion ist hier aber stark zurückgegangen. Vor sechs, sieben Jahren drehten wir acht oder zehn Spielfilme, in den letzten Jahren sind fünf oder sechs fertiggestellt worden, wenn überhaupt. Das heißt, daß in manchen Jahren nicht einmal ein einziger Film produziert worden ist. In diesem Jahr beispielsweise ist noch kein Film in Arbeit, es ist nicht sicher, ob es überhaupt einen geben wird.

hilfe: *Hat sich die Bedeutung des Dokumentarfilms in Cuba verändert? Wenn ja, wie? Z.B. auch die Bildsprache und die Art und Weise, wie man in Cuba Dokumentarfilme macht?*

Pastor Vega: Sicher. Ich denke, daß jede Generation auch eine neue Herangehensweise hat. Und die Dokumentarfilmschule, die wir auf dem Münchner Dokumentarfilmfestival sehen, läßt sich nicht mit dem vergleichen, was heute in Cuba, hauptsächlich auf Video gedreht wird. Das ist eine neue Herangehensweise an die gegenwärtigen Umstände, mit neuen Inhalten, die selbstverständlich auch die Bildsprache nicht unberührt lassen. Das ist eine ganz normale und zwangsläufige Entwicklung. Der kubanische Dokumentarfilm hat ja nicht nur in Cuba Schule gemacht, sondern auch den gesamten lateinamerikanischen Kontinent nachhaltig beeinflußt. Aufgrund der gegenwärtigen Umstände haben wir zwar viel an Terrain verloren, aber ich denke, das wird wohl nicht auf alle Ewigkeit so bleiben. Irgendwann wird sich die Wirtschaft wieder erholen, und wir werden wieder Filme machen und dem Dokumentarfilm wieder die Rolle beimessen können, die er früher hatte. Auch wenn heute Dokumentarfilme auf Video gedreht werden, haben sie doch nicht mehr die wünschenswerte Verbreitung. Wie Octavio Cortázar vorhin gesagt hat, hatte früher jedes Kino einen Dokumentarfilm im Programm, die Produktion war sehr hoch, und der Dokumentarfilm stand in einer sehr dynamischen Beziehung mit dem Zuschauer, der darin seine Probleme wiedererkannte, sein Gesicht, seine Widersprüche. Das verhalf dem Dokumentarfilm zu großem Ansehen. Dieses Phänomen ist mit dem Video verloren gegangen, weil die Verbreitung beschränkter ist. Das gemeinsame Kinoerlebnis spielt dabei eine große Rolle. Wenn du zuhause, allein oder mit der Familie, einen Film siehst, dann kommt es nicht zu diesem Erlebnis wie in einem Kino. Heute gibt es eine Generation von Dokumentarfilmern, die ihre eigenen Festivals organisieren, und viele dieser Festivals sind regional. Octavio Cortázar hat vorher von einem landesweiten und einem internationalen Filmfestival gesprochen. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von regionalen Festivals, die beispielsweise von den Cineclubs veranstaltet werden. Die Cineclubs sind auch deshalb von Bedeutung, weil sie diese Tradition aufrecht erhalten.

Octavio Cortázar: Ich bin der Meinung, daß bei dem Übergang vom Film zum Video etwas verloren gegangen ist, nicht weil das eine Film und das andere Video ist, sondern weil wir früher anders gearbeitet haben. Wir haben hauptsächlich auf Filmmaterial gedreht und haben uns bei der Herangehensweise an das Thema viel Zeit genommen. Die besondere Arbeitsweise von Videoproduktionen geht meiner Meinung nach zu Lasten der Qualität, vor allem, weil hier immer online gearbeitet wird. Wir haben eigentlich immer Voreinstellungen vorgenommen und oft auch dann von vorn angefangen, wenn der Film fast fertig war, um möglichst gute Filme zu machen, wie man auf diesem Festival hier sehen kann. Ich meine damit nicht, daß unsere Schule perfekt gewesen ist, das ganz sicher nicht, aber wir haben der Form doch größte Bedeutung beigemessen. Wir haben uns stets dafür eingesetzt, daß in dieser Hinsicht mit Video und Film ähnlich gearbeitet wird, aber es wird immer online gedreht. Wir versuchen diese Filmemacher zu überzeugen, daß sie zunächst online arbeiten und das Material erst zum Schluß online bearbeiten, oder daß sie Voreinstellungen machen und erst danach die Endfassung des Films. Mir jedenfalls hat es viel Mühe gekostet, jüngere Filmemacher von dieser Arbeitsweise zu überzeugen. Sie sind daran gewöhnt, einen Film in möglichst kurzer Zeit fertigzustellen, obwohl sie sich auch viel mehr Zeit dafür nehmen könnten. Und meiner Meinung nach geht das auf Kosten der Qualität von Videoproduktionen im Vergleich zum 35mm-Film.

hilfe: Was interessiert denn im Moment die jüngeren Filmemacher? Sie gehören zwar einer anderen Generation an, aber Sie können uns sicher sagen, womit sich die jüngere Generation thematisch beschäftigt.

Pastor Vega: Ich habe ja an vielen dieser regionalen Festivals teilgenommen. Die Themenwahl hängt eng mit den Produktionsbedingungen zusammen. Die Videodokumentarfilmer in Havanna konzentrieren sich hauptsächlich auf kulturelle Themen, Musik, Literatur etc., da sie sich aus finanziellen Gründen schwer tun, Themen außerhalb der Hauptstadt zu recherchieren. Die Filmemacher in der Provinz dagegen haben einen engeren Bezug zu sozialen Fragestellungen. Das heißt, die Thematik hängt eng mit den finanziellen Möglichkeiten des jeweiligen Filmemachers zusammen. Viele dieser Dokumentarfilmer finanzieren ihre Arbeiten selbst. Es gibt zwar Mittel für die Produktionen von verschiedenen Institutionen, die reichen aber natürlich nicht. Die finanziellen Bedingungen wirken sich dann auf die Produktion aus, es wird eben auch deshalb vor allem online gedreht und viel während der Arbeit improvisiert.

Octavio Cortázar: Die Themen sind sehr weitgefaßt. Zwei meiner Ex-Schüler haben jetzt einen Dokumentarfilm über Ufos in Cuba gedreht. Sehr interessant, aber eine solche Thematik war vor zehn Jahren noch vollkommen abwegig.

hilfe: Es ist bekannt, daß es in Cuba die größte Dichte an ausgebildeten Filmemachern auf der ganzen Welt gibt. Was machen all diese Leute jetzt, wenn sie keine eigenen Filme realisieren können? Eine der Haupteinnahmequellen der kubanischen Filmindustrie besteht heute in der Vermietung von Material und gut ausgebildeten Leuten an internationale Produktionen...

Pastor Vega: Ja, in gewisser Beziehung gibt es auf Cuba tatsächlich Sonderbedingungen für Ausländer, die hier einen Film drehen wollen, und selbstverständlich investieren sie Geld in die Dreharbeiten. Aber das heiß jetzt nicht, daß dadurch kubanische Filme entstehen können. Die kubanischen Techniker haben zu tun, manche Regisseure haben zu tun, die Hotels, das Transportwesen haben zu tun, aber der kubanische Film hat sich bislang nicht aus dieser Einnahmequelle ernähren können. Eher im Gegenteil, ich denke, daß ausländische Regisseure die Themen aufgreifen, die wir aus finanziellen Gründen nicht aufgreifen können, und eine Sichtweise auf die landestypische Problematik geben, die nichts mit unserer Sicht zu tun hat. Denn es ist die Sichtweise von Außenstehenden, denen die historischen und ästhetischen Gegebenheiten des kubanischen Films völlig fremd sind. Die ursprüngliche Idee war natürlich schon, daß auf diese Weise kubanische Filme finanziert werden sollten, aber bisher ist in den letzten sieben Jahren noch kein einziger Film mit solchen Einnahmen finanziert worden. Das liegt schon allein daran, daß die Studios neu ausgestattet werden mußten, die Technik mußte auf den neuesten Stand gebracht werden, aber dabei ist es bisher auch geblieben...

Octavio Cortázar: In bestimmten Fällen schon, ich habe z.B. 1994 einen Film gemacht, der aus den Mitteln einer solchen Dienstleistung finanziert worden ist, allerdings eine sehr billige Produktion, die in gerade mal acht Wochen gedreht worden ist.

hilfe: *Gibt es in Cuba Filmemacherinnen, die sich zusammengeschlossen haben, um in Teams speziell Frauenthemen zu bearbeiten?*

Pastor Vega: Filmemacherinnen gibt es natürlich schon, aber als organisiertes Kollektiv nicht. Und diese Filmemacherinnen befassen sich mit Frauenthemen und mit Männerthemen, so wie es auch Filmemacher gibt, die sich mit Männerthemen und mit Frauenthemen beschäftigen. Das läßt sich nicht darauf reduzieren, daß Frauen Frauenfilme und Männer Männerfilme drehen. Ich glaube zwar, daß die weibliche Sicht sich immer von der männlichen unterscheidet, aber das läßt sich auch von der Sicht des Mannes auf den Mann und der der Frau auf die Frau sagen. Jeder Filmemacher und jede Filmemacherin hat eine ganz eigene Sicht. Auch Homosexuelle machen Filme, aber nicht als Homosexuelle, sondern als Filmemacher. Eigentlich schließt sich niemand wegen seines Geschlechts, einer Religionszugehörigkeit, seiner Hautfarbe oder sonst einem Grund zusammen, sondern wegen seines Berufs. Und die Themen sind teilweise austauschbar, es gibt Homosexuelle, die Filme über heterosexuelle Männer drehen und Heterosexuelle, die Filme über Homosexuelle machen, Frauen, die Filme über Männer machen, eine einzige Lotterie eigentlich.

Octavio Cortázar: Uns wurde in den 70er Jahren immer vorgehalten, wir würden machistische Filme machen, - auch wenn wir uns nicht als machistische Filmemacher sahen. Damals gab es nur eine Filmemacherin, Sara Gómez, die wirklich sehr begabt war und leider sehr früh starb. Später sind viele begabte Filmemacherinnen dazugekommen.

hilfe: *Vielen Dank für dieses Gespräch.*

»Oh, edle Herrn, des Lebens Zeit ist kurz

Cornelius Castoriadis 1922-1997

Der abgebildete Herr ist nicht Cornelius Castoriadis

Aufgewachsen in Konstantinopel, geriet er - in der Zeit wechselseitiger ethnischer Säuberungen zwischen Griechenland und der Türkei - in den griechischen Exodus aus Kleinasien. Nach eigener Berechnung begann er schon mit 13 Jahren philosophische Schriften zu lesen, eine Aktivität, die sich unter der Diktatur von General Metaxas rasch politisierte. Mit 17 trat Castoriadis der Kommunistischen Partei Griechenlands bei, wurde aber drei Jahre später, nachdem die KP in einem etwas gespannten Bündnis mit der Massenwiderstands-Organisation EAM-ELAS (nationale Befreiungsorganisation) an die Macht gelangt war, zum Trotzkisten. Weitere drei Jahre später, 1945, als er auf faschistischen wie kommunistischen Todeslisten stand, floh er nach Paris. Soweit die dürftigen Angaben.

Solange es keine richtige Castoriadis-Biographie gibt, ist das schon alles, was aus dieser Zeit zu erfahren ist. Wenn Castoriadis in späteren Jahren seinen Bruch mit dem Trotzkismus kommentierte und davon sprach, daß er das Wesen der kommunistischen Partei mißverstanden habe, bezog er sich vor allem auf die Tatsache, daß die griechische KP 1944 einen Staatsstreich geplant hatte. Um eine kleine persönliche Anmerkung anzufügen: 1993 traf ich Castoriadis einmal ganz kurz zu einem Interview, um ihn dann - in einer wahnsinnigen Taxijagd - noch rechtzeitig zu einer Diskussionsveranstaltung der ICA zu bringen. Er war jemand, der mich und andere Genossen in den späten 60er Jahren zu libertären Sozialisten gemacht hatte. Aber 1993 hatte ich auch schon viele Griechen kennengelernt, deren kommunistische Väter und Onkel in der Zeit nach '45 von britisch-unterstützten Todesschwadronen ermordet worden waren. Romane wie etwa 'Captain Correllis' Mandolin' (der sich stark auf die Schriften britischer Geheimdienstoffiziere stützt) hatten ein einförmig schwarzes Bild des kommunistischen Widerstands gemalt. Trotzkistische Autoren hingegen, die versuchten, das Bild des Widerstands von der KP zu befreien, konzentrierten sich auf Aris Velouchiotis, der schließlich von den Kommunisten umgebracht wurde, und auf die Massenorganisation EAM-ELAS, die von der KP mit Mißtrauen betrachtet wurde, weil es sich um eine überwiegend bäuerliche Organisation handelte. Im Taxi fragte ich ihn danach, und Castoriadis antwortete, all das - auch Velouchiotis - sei stalinistischer bullshit gewesen, sogar lange vor der Rückkehr des psychotischen Nikos Zachariades.

Ich weiß nicht, was es damals, im Griechenland der Jahre '42-'45, bedeutet haben mag, Trotzkist gewesen zu sein, aber ich bin sicher, daß es gut möglich war, auf den Todeslisten beider Seiten zu stehen. In Paris bekam Castoriadis eine Stelle als Wirtschaftswissenschaftler bei der OECD, und von da an, abgesehen von einer dreijährigen Pause, als er schon Psychoanalytiker war, war er immer professionell tätig, wie er es nannte. Trotz des festen Arbeitsverhältnisses erhielt er bis 1970 nicht die französische Staatsbürgerschaft. Das bedeutete, daß er im Prinzip jederzeit innerhalb von 24 Stunden des Landes hätte verwiesen werden können. Ich erwähne das, weil die meisten westeuropäischen revolutionären Sozialisten keine solche Erfahrung gemacht haben, - und um jedem Hohn oder Spott über diesen Mann zuvorzukommen.

Sein Bruch mit dem Trotzkismus im Jahr 1948 ist gut dokumentiert. Auslöser war Titos Bruch mit Stalin und die trotzkistische Antwort darauf. Doch Castoriadis ging weiter und lieferte eine umfassende Kritik des bolschewistischen Modells. Diese Kritik war in der Gruppe 'Socialisme ou barbarie' entwickelt worden (ein Ausdruck, von dem ich

»Wir treten Kön'ge nieder, wenn wir leben.«

(Shakespeare, Henry IV)

Cornelius Castoriadis, der einen Tag nach Weihnachten 1997 gestorben ist, war ein zäher und im Denken hartnäckiger Intellektueller - ein Überlebender revolutionärer Politik, der - vor allem in letzter Zeit - eine beträchtliche akademische Aufmerksamkeit erfahren hat.

immer gedacht habe, daß er eher von Rosa Luxemburg stamme als von Trotzkij, dem er meistens zugeschrieben wird) und bildet, von heute aus gesehen, einen wesentlichen Schritt von der Kritik des Bolschewismus zum Ausdruck einer proletarischen Sicht auf die Welt. Abgesehen von Pannekoek's Versuch, die Geschichte der Arbeiterräte am Beginn dieses Jahrhundert zu rekonstruieren, gab es damals nichts, worauf man aufbauen konnte. Die Geschichte der anarchistischen Massenbewegung in Spanien unterlag noch der stalinistischen Auslöschung, und Castoriadis hätte wohl auch recht gehabt, ihr gegenüber skeptisch zu sein, wenn man an die ideologische Vorherrschaft Bakunins denkt, dieses Bolschewisten in anarchistischer Verkleidung.

Schreibend unter den Pseudonymen Paul Cardan und Pierre Chalieu (ich hatte keine Ahnung und erfuhr erst Jahre später, daß es Cornelius Castoriadis war, ein Grieche, der unter den Bedingungen der Immigration lebte), gewann seine Arbeit praktische Dringlichkeit und erhielt zu entwickelndes Material durch die Aufstände in Berlin und Ungarn, in denen sich die Arbeiterklasse in Arbeiterräten gegen die kommunistischen Regierungsparteien organisierte. Ebenso ließ sich Socialisme ou barbarie von den wilden Streiks in Detroit inspirieren. Die Theoretisierung dieser Erfahrungen hatte den großen Vorzug, dem Vertrauen der Arbeiterklasse in ihre eigenen Fähigkeiten Auftrieb zu geben. Sie machte deutlich, daß „der Arbeitsplatz für die große Mehrheit der Leute die vorrangige Einheit des sozialen Lebens geworden ist" (was zur damaligen Zeit richtig war). Obwohl soziologische Studien gezeigt hätten, wie sehr das Funktionieren der Fabrik von der Selbstorganisation der Arbeiter abhängig ist, könne diese Tatsache niemals offiziell anerkannt werden, weil es das Manager-Prinzip untergraben würde. Das rührt natürlich an einen blanken Nerv der kapitalistischen Selbstrechtfertigung (oder besser Selbstbewunderung, besonders heute, da der Manager als Superstar gilt), vor allem, wenn gleichzeitig argumentiert wird, daß diese Selbstorganisation dringend gebraucht wird, um mit Entwicklungspannen und Managementfehlern klarzukonmmen.

Besonders beeindruckend ist, daß Castoriadis schon 1957 vor einer Fetischisierung der 'Sowjets' oder Räte-Organisationen warnte. Jederzeit abwählbare Delegierte - o.k., aber das ist so noch keine Garantie. „Solche Organisationen," schrieb er in seinem charakteristischen Stil, „werden so lange eine wahre Ausdrucksform sein, wie die Leute das Ihre dazu tun, um sie dazu zu machen." Das ist umso beeindruckender, wenn man die weitaus hippere und bekanntere Situationistische Internationale betrachtet, die, einige Zeit nach dieser Warnung, die Arbeiterräte entdeckte und fetischisierte, wobei sie in ihrem Ich-bin-noch-revolutionärer-als-du-Ton Castoriadis als 'spezialisierten Denker' mißbrauchte.

Socialisme ou Barbarie selbst war ein kleines Grüppchen mit nicht mehr als zwei Mitgliedern in den Autofabriken, aber mit Verbindungen zu CLR James, der ebenfalls mit der trotzkistischen Orthodoxie gebrochen hatte. Mit Beginn des algerischen Befreiungskampfes bezog die Gruppe entschieden Stellung für die FLN, was zu dieser Zeit einen zähen Mut erfordert, wenn man an die schäbige Komplizenschaft denkt, die die KPF in dieser Frage mit dem französischen Staat verband. Die Gruppe zerstritt sich schließlich über der Frage, ob sie eine aktivistische Organisation werden solle. Lefort und andere waren dagegen, Castoriadis meinte, sie solle es werden, weil die Gruppe sonst nur Theorie für passive Konsumenten produziere.

SOCIALISME

OU BARBARIE

Organe de Critique et d'Orientation Révolutionnaire

PARAIT TOUS LES DEUX MOIS

Cornelius Castoriadis

SOZIALISMUS

ODER BARBAREI

Analysen und Aufrufe zur kulturrevolutionären Veränderung

Politik 86 DM 16.50 Wagenbach

AUS DEM INHALT

Einleitung
Demokratie und Arbeiterkontrolle – Kritik der marxistischen Ökonomie – Der Bruch mit dem Marxismus – Die gegenwärtige Frage

Sozialismus oder Barbarei
Bourgeoisie und Bürokratie – Bürokratie und Proletariat – Proletariat und Revolution – Die Degenerierung der russischen Revolution und ihre Lehren

Proletariat und Organisation
Die Autonomie des Proletariats – Die Degenerierung der Arbeiterorganisationen – Eine neue Periode der Arbeiterbewegung beginnt

Die Revolution neu beginnen
Das Ende des klassischen Marxismus – Der moderne bürokratische Kapitalismus – Das Ende der traditionellen Arbeiterbewegung und ihre Bilanz – Elemente einer neuen Orientierung

Aus dem Französischen von Jürgen Hoch

Dieser Streit wiederholte sich einige Zeit später in der englisch-schottischen Organisation 'Solidarity', der ich damals angehörte. Ich denke, auch ohne nachträglich alles in rosa Licht zu tauchen, kann man sagen, daß die Unterstützung der streikenden asiatischen Arbeiter bei Punfield & Barstow (der erste erfolgreiche Streik asiatischer Arbeiter) durch die aktivistische Westlondoner Solidarity-Gruppe beispielhaft war. Die Unterstützung war bedingungslos, sie war nicht-vereinnahmend, und sie war taktisch gewitzt. Sie zeigte, daß ein solcher Aktivismus möglich war. Castoriadis sah das auch in Begriffen von Verantwortlichkeit. Seine Gruppe löste sich vor 1968 auf, aber ihre Vorstellungen von Selbstverwaltung gegen die Gewerkschafts- und Parteibürokratie bildeten sicher einen Teil des Selbstverständnisses der Streikenden wie der Studenten. 1972, zwei Jahre nachdem er die französische Staatsbürgerschaft erlangte und unter eigenem Namen schreiben konnte, und ein Jahr bevor er seine Analytiker-Ausbildung machte, schrieb Castoriadis, 1968 markiere das Ende der historischen Zentralität des traditionellen Proletariats und des Fabrikarbeiters. Viele Proletarier arbeiteten nicht und sozialisierten sich nicht in der und durch die Arbeit.

Abgesehen von dem Versuch, mit Daniel Cohn-Bendit eine ökologische Politik zu begründen (wobei er übrigens ziemlich stur blieb und z.B. auf einem Anti-Atom-Meeting in Belgien fragte: „O.k. ihr wollt keine Kernenergie, wie ist es mit der Elektrizität?"), scheint er sein offenkundiges politisches Engagement allmählich zugunsten einer internationalen akademischen Arbeit zurückgestellt zu haben. Er sah sein Schreiben und Reden in dieser Welt jedoch nicht als Bruch mit der Vergangenheit, sondern fuhr fort, über ein sehr weites Feld des Wissens hinweg (womit er konsequent der Dynamik des immer stärkeren Spezialistentums widerstand) die Themen Autonomie, Selbstverwaltung und radikale Imagination weiterzuverfolgen.

Ich denke, daß dies in seiner Abstraktheit etwas steril wurde, und daß Castoriadis' Denken abgekapselt war von anderen fruchtbaren Entwicklungen der sozialistischen Autonomie, vor allem in Italien, abgeschnitten von den alltäglichen Kämpfen, die er nur theoretisierte. Ich meine das nicht spöttisch oder verurteilend. Seine Bemerkung über die verschwindende Zentralität des traditionellen Proletariats erzählt nur *einen* Teil der Geschichte. Sie geht weiter mit dem, was ich ganz nüchtern als Niedergang des bewußten proletarischen Verlangens bezeichnen würde, der irgendwann Mitte der 70er eintrat, und international eingeleitet wurde durch die kapitalistische Ausnutzung der Ölkrise (über die sich, wie ich denke, Castoriadis in seinen ökologischen Schriften täuscht), den bewußten Übergang zu freien Wechselkursen, die technologischen Veränderungen in der Produktion, die Verschiebungen in der globalen Geographie der Produktion. Über das, was wirklich in der Welt passiert - und was von Sergio Bologna oder Toni Negri so gut beschrieben wird - sagt Castoriadis jedoch nichts.

Ich mache mich darüber aus einem bestimmten Grund nicht lustig: Im Unterschied zu anderen Theoretikern, die mit dieser Niederlage konfrontiert waren, mag die Verdrängungsarbeit seines intellektuellen Kampfes gegen den Determinismus zwar steril gewesen sein, sie wird aber nie zu einfältigem oder romantischem Gewäsch wie bei Deleuze und Guattari und ihren Nomaden. Er hat auch nie versucht, den Neoliberalismus mit jenem Mix aus Chaostheorie und Hippie-Ideologie zu rationalisieren, den Richard Barbrook und Andy Cameron als 'kalifornische Ideologie' bezeichnet haben. Auch hat er sich nicht auf die andere Seite geschlagen, um irgendeinen 'Kapitalismus des dritten Wegs' zu propagieren, wie so viele Eurokommunisten. Er hat keine Generation verblödet wie Althusser, und er ist auch kein Medien-Guru geworden.

Steril oder nicht, Castoriadis blieb bei seinen Gewehren und bei der grundlegenden revolutionären Lehre, die am meisten von jenen geleugnet wird, denen etwas daran liegt, die Dinge so zu lassen wie sie sind: daß wir alle, jede und jeder, fähig sind, die Welt zu verändern. Dies spiegelt sich noch in den Äußerungen einer unerträglich selbstgefälligen Truppe namens Complexity Group und eines ihrer Theoretiker, Gunther Trübner, auf der LSE-Konferenz vom Juni 1997:

„Auf einer globalen Ebene steht die unvorhersehbare Dynamik der Autopoiesis der

unrealistischen Sicht von Leuten wie Castoriadis entgegen, die glauben, es sei möglich, die Weltgesellschaft durch wohlüberlegte globale demokratische Prozesse in eine gewünschte Richtung zu bewegen. Autopoiesis ist dem 'Neuen Polytheismus' Max Webers näher, der nahelegt, daß verschiedene Rationalitäten ihre eigenen Systeme entwickelt haben, und daß Menschen diesen andauernden Rationalisierungsprozessen ausgesetzt sind, ohne einen Super-Prozeß kontrollieren zu können, der in der Lage wäre, die Systeme zu kontrollieren." Es ist beruhigend, zu sehen, daß Castoriadis für diese Ideologie den Buhmann darstellt, die (wie auch Kevin Kelly's schickere, kalifornische Version) fröhlich übersieht, wie viele der Ressourcen der Welt von so wenigen kontrolliert werden. Als hätte er Kevin Kelly und seine riskanten Analogien am Horizont auftauchen sehen, erklärt Castoriadis: „Der Bienenstock und die Herde sind keine Gesellschaften." (Done and to be Done, 1989)

Daß er nicht in der antibolschewistischen Rille hängenblieb, zeigt er im gleichen Essay, wenn er gegen die Anmaßungen des Neoliberalismus vorgeht:

„Die Bevölkerung stürzt in die Privatisierung und überläßt das Gemeingut den bürokratischen, den Finanz- und Manager-Oligarchien. Die Öffentlichkeit/ der öffentliche Bereich ist tatsächlich, zu seinem größten Teil, privat. Sicherlich nicht in rechtlicher Hinsicht. Das Land ist nicht der Besitz des Monarchen, noch ist der Staat die Gesamtheit der Diener seines 'Hauses'. Aber auf der tatsächlichen Ebene sind die wesentlichen Gestalten der öffentlichen Angelegenheiten immer noch die privaten Angelegenheiten verschiedener Gruppen und Clans, die sich die effektive Macht teilen. Entscheidungen werden hinter verschlossenen Türen getroffen, das Wenige, was auf der Bühne der Öffentlichkeit erscheint, ist maskiert, vorfabriziert, und gelangt dorthin so spät, daß es irrelevant wird." Wir erkennen hier den 'Busenfreund-Kapitalismus' der US-Regierung wieder und die Art, wie das private Finanzkapital mit der Krise in Südostasien umging, während es gleichzeitig die Vetternwirtschaft in der Region geißelte. Und wir sehen, um Guy Debord zu paraphrasieren, daß Skandale immer zu spät aufgedeckt werden.

Kurz: Castoriadis ist kein Ausverkäufer. Er macht weiter, aber er macht weiter mit dem gleichen Lied, daß es sich um die ganze Tradition des Determinismus handele, die bekämpft werden muß. Der Angriff auf diese Tradition geht einher mit seinem Angriff auf den Marxismus, der erstmals Mitte der 60er geführt wird. Natürlich hat er recht, jene anzugreifen, die Marx als eine Bibel benutzt haben, wegen der Gefahren und der Dummheit, die eine solche Haltung hervorbringt. Recht hat er auch in der Kritik der marxistischen Vorstellung von der Produktivkraftentwicklung als einem neutralen Prozeß, in dem weder der Gesichtspunkt vorkommt, was und für wen etwas geschaffen wird, noch, welche Auswirkung die Technologie auf den Arbeitsprozeß hat. Aber hier bleibt seine Kritik taub, versäumt es, den ähnlichen Ansatz von Panzieri aufzunehmen, der ebenfalls den Standpunkt der Arbeiterklasse einnimmt, aber weitaus fruchtbarer ist.

Seine Taubheit, überhaupt seine Nichtanerkennung dessen, was die italienischen Theoretiker der Autonomie geleistet haben, ist bemerkenswert; eine Art von Beschaulichkeit, die eintritt, sobald er seine Rundum-Zurückweisung des marxistischen Denkens vollzogen hat. Er beginnt damit, das Marxsche 'Kapital' anzugreifen, weil es Arbeiterkampf und Widerstand nicht als vorrangige historische Kräfte anerkenne und endet schließlich mit einer generellen Attacke auf dessen Determinismus. Sein Hauptvorwurf besteht darin, daß die Marxsche Feuerbach-These, nach der wir von der Geschichte gemacht werden, sie aber auch machen, von Marx selbst verraten wird. Um dorthin zu kommen, kritisiert Castoriadis den offensichtlichen positivistischen 19.-Jahrhundert-Ton des 'Kapital' (ironischerweise hatte hier die Kritik des Kapitalismus das historisch determinierte falsche Bedürfnis, wissenschaftlich zu sein, um ernst genommen zu werden) und seine Suche nach geschichtlichen Gesetzen. Aber er überlädt das Argument so sehr, daß er von da ab und ein für alle Mal der nichtmarxistische Theoretiker der Selbstorganisation ist.
Castoriadis bewunderte Kaleckis Essay über die Disziplin und ihre überragende Bedeutung für das Kapital (selbst zum Preis kurzfristiger Profiteinbußen), aber er weigert sich dann, diese Einsicht zu nutzen, und den Stand der Dinge seit Mitte der 70er Jahre zu betrachten. Im proletarisch erkämpften Keynesianismus sieht er das endgültige kapitalistische Modell - und nicht die Aufgabe dieses Modells. Er kann lediglich die Idiotie der modernen kapitalistischen Theorie attackieren, weil sie Keynes, Kalecki and Sraffa ignoriert. All das erscheint traurig, als ein Abwenden von der Welt, wie sie ist. Sicherlich, seine Marx-Kritik hatte die Niederlage der 70er Jahre um zehn Jahre vorweggenommen, aber ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß er sich weigerte, der Situation ins Gesicht zu sehen oder sich mit denen zu befassen, die, von einem ähnlichen Ausgangspunkt die Aufgabe übernahmen, die neuen Klassenzusammensetzungen und die möglichen Formen der Selbstorganisation eines Proletariats zu untersuchen, das sich nicht mehr über die Arbeit definierte.

Castoriadis wurde nie ein 'Reaktionär', und sein Werk blieb inspirierend für Künstler, die eine neue Sprache der Spontaneität schufen, was z.B. die Bewunderung durch Ornette Coleman bezeugt, der die Cover seiner Bücher entwarf. Er blieb unversöhnlich gegenüber der Abscheulichkeit bolschewistischer Organisationstypen, in denen die 'Arbeitergenossen' nur das ausdrücken sollten, was ihnen in ihrem Sektor der Produktion Sorgen machte. Sein Angriff auf das bolschewistische Modell, demzufolge man mit der Entwicklung neuer Wege des Alltagslebens und -handelns auf die Revolution zu warten habe, ist zu einer gängigen Praxis geworden, die zu großen Teilen von der feministischen Bewegung geschaffen wurde. Auch sein Argument, daß wir uns nicht reaktiv in all die Auf und Abs der offiziellen Tagespolitik ziehen lassen sollten, bleibt immer noch aktuell. Aber dieses kollektive Selbstvertrauen zu haben, ist etwas anderes, als dieser regressiven, immer stärker vermanagerten kapitalistischen Welt den Rücken zu kehren, eine Vermeidung, die, wie ich glaube, seine späteren Arbeiten schematisch und steril gemacht hat, trotz der großen Reichweite der Themen und des Wissens.

Das alles klingt kalt und vielleicht anmaßend. In jener kurzen Stunde, die ich vor ein paar Jahren in seiner Gesellschaft verbrachte, war er voller Energie, war aber auch ein sehr menschlicher 70jähriger, der - während unserer rasenden Taxifahrt - erzählte, er sei in Wirklichkeit in London, um einen alten Freund im Krankenhaus zu besuchen, und er habe den ICA-Auftritt angenommen, um einen langen Besuch machen zu können. Als wir ihn sicher zum ICA gebracht hatten, war dort eine ältere griechische Dame, die gekommen war, um ihn zu treffen. Und dann war er es, der sich um sie kümmerte und dafür sorgte, daß sie sich wohlfühlte in dieser supercoolen Umgebung.

John Barker

kreidler: nähe durch

1994 sind Kreidler aus dem Düsseldorfer Kunsthochschul-Pop-Trio "Deux Baleines Blanches" hervorgegangen. Gesang mußte gehen, Kunsthochschule durfte blei-ben. Ihr 96er Debut "Weekend" hat Thomas Klein (drums), Andreas Reihse (Elektronik), Stefan Schneider (Bass) und Detlev Weinrich (Elektronik) in ein Durcheina-der von Kraut- und Post-Rock-Verweisen geworfen. Nicht zu Unrecht, herrschte hier doch noch eine freundliche Milde vor, die man schon mal für bekifft halten kor

Ihr habt auf eurer neuen Platte "Appearance and the Park" bewußt auf erkennbare Samples verzichtet. Warum wolltet ihr das raushalten?

Detlev Weinrich: Manchmal ist es einfach zu einfach so ein Sample zu benutzen. Da ist einfach schon so viel Stimmung eingebaut. Die Samples bei "Weekend" waren auch schon eher in dieser Richtung, also eher leer, nicht so wiedererkennbar. Jetzt ist die Verwendung noch konsequenter. Samples erinnern dich historisch. Es schwimmt einfach immer eine Menge Dreck und Erinnerung mit. Wir wollten es diesmal eher kalt halten. Es ist ja auch eine Idee von Pop, die Musik modellhaft zu machen und sich eben nicht auf eine Stimmung zu verlassen, die das Sample alleine erzeugt. Die Keyboard-Melodie muß das Pop-Feeling dann ganz einfach von alleine erzeugen, nicht das Sample oder die Geschichte.

Andreas Reihse: Der ganze Aufbau der Platte, die Liner-Notes und eine Geschichte, die erzählt wird, sind natürlich ein Pop-Zitat. Genauso wie unsere präzisen Sounds, die eben nicht dreckig sind und nicht Schweiß und nicht Rock'n'Roll sondern eher Pop sind.

Weinrich: Das bezieht sich natürlich an der Stelle auch auf 80er Jahre Sachen. Weil man es da eben gewohnt war, daß ein Synthesizer noch klingt wie ein Synthesizer und man ihn nicht über tausend Filter schickt, damit er authentischer und "menschlicher" wirkt.

Also weg von den analogen Moog-Sounds?

Weinrich: Dieser Moog-Sound ist da natürlich genau dasselbe wie so ein Sample. Er hat einfach eine so unglaubliche Präsenz und Wärme. Der hat diesen weichen "human touch" - und das fand ich eigentlich schon immer ziemlich unsinnig.

Aber warum bezieht ihr euch auf eine kalte 80er Jahre Szenerie anstatt auf ein warmes 70er Jahre Gefühl? Warum gerade diese Referenz?

Weinrich: Zum einen natürlich, weil wir in den 80er Jahren groß geworden sind und es eine größere Entsprechung zu unserem Leben hat. Es ist auf jedenfall, und hier muß ich das schreckliche Wort sagen, ehrlicher, als wenn ich mich auf die 60er oder 70er Jahre beziehen würde.

Reihse: Trotz, oder gerade wegen dieser Kälte werden die Sachen sehr modellhaft und universell. Aber gerade nicht weil sie so tun, als wären sie sonderlich menschlich, und in Wirklichkeit doch nur verlogen sind.

Wo liegt euer Problem mit dem Authentizitäts/Nähe-Modell?

Reihse: Vieles was im Rock auf einer Ehrlichkeits-Ebene passiert sagt: "Hier ist Schweiß, hier ist ein nackter Oberkörper, hier bin ich, nur mit einer akustischen Gitarre und bin ganz nackt und ehrlich". Es ist aber eben nicht ehrlich und ist kein echtes Gefühl. Bei uns ist die Frage, ob es sich da um Ehrlichkeit oder Lüge handelt, erstmal gar kein Thema. Es ist jedenfalls Kunst und tut nicht so, als sei es authentisch.

distanz

Auf ihrer neuen Platte "Appearance and The Park" gehen sie deutlich strenger vor, die 80er Jahre schauen um die Ecke und es darf auch kurz bedrohlich werden. nsonsten regiert weiterhin eine Nouvelle Vague-Melancholie, die ihre Feinde Schweiß und Ehrlichkeit geknebelt und gefesselt zurückläßt. Was sagt wohl ihr Körper azu? Von Detlev Weinrich und Andreas Reihse erfuhren wir, was an Authentizität so schrecklich ist und warum Popreferenzen nichts schaden können.

Ihr versucht über Abstraktion einer Allgemeingültigkeit näher zu kommen. Aber ist die Abstraktion innerhalb der elektronischen Musik nicht auch langsam an ihre Grenze gestoßen?

Weinrich: Abstrakter sind wir ja in der Musik letztendlich nicht geworden. Es ist ein Spiel zwischen Nähe und Distanz. "Nähe", weil du mit den Akkorden und der Melodie etwas anfangen kannst, und "Distanz" dadurch, daß es gleichzeitig eine gewisse Kälte darin gibt. Das ist auch ein Spiel zwischen Konkretem und Abstraktem.

Reihse: Nach der "Fechterin"-EP, die sich in zwei Tracks eher an Clubmusik angenähert hat, haben wir immer gesagt, die nächste Platte muß poppiger, minimaler und elektronischer werden. Aber letztendlich kann man mit Bass und Schlagzeug eben doch keinen House-Track machen - es ist alles andere, aber es ist kein House-Track. Da ist ein House-Stück einfach viel weiter. Man kann sich dem zwar annähren, weil es einen beschäftigt, aber uns als Kreidler würde ich das einfach nicht abnehmen. Genau das gleiche gilt für minimalistische elektronische Musik, was andere Leute auf unserer Remix-LP "Resport" einfach viel besser hingekriegt haben, als wir das könnten. Das hat auch mit Ehrlichkeit sich selbst gegenüber zu tun: wir sind einfach eine Band. Es wäre toll, es so zu machen, aber es geht halt einfach nicht. Die Reaktionen auf die erste Platte haben eher Bezüge zu Post- und Kraut-Rock hergestellt und das 80er Jahre Ding ist völlig herausgefallen. Dabei gab es Baßläufe, wo man hören konnte: das könnte auch New Order oder eine andere Factory-Band sein.

Es gibt diesmal auch ein Stück mit Gesang. Steht das gegen elektronische Verfeinerung?

Weinrich: Wenn man in diesem ganzen Postrock und Instrumentalmusik-Kontext war, versucht man, beispielsweise mit den Liner-Notes, auch bewußt, wieder einmal mehr zu sagen. Verfeinerung ist jedenfalls die Hölle, das ist das Ende der Welt. Deshalb hat die Platte auch etwas Grobes - und das ist sehr wichtig dabei. Das hat auch wieder mit dem Universellen zu tun: grobe Sachen sind eben auch schnell zu erfassen und man muß sich eine Platte nicht erst zehnmal anhören, um immer feinere Teilchen zu entdecken. Wichtige Platten sind, glaube ich, meistens sehr grob. Die erste Nightmares On Wax, die erste Nicolette, die erste Massive Attack waren alles ganz grobe und einfache Sachen. Danach hat eine Verfeinerung stattgefunden, die immer geschadet hat. Das ist super gefährlich. Es gibt Leute, die auf eine fast religiöse Weise an Verfeinerung arbeiten und in einer halben Filterdrehung die Wahrheit suchen. Da kann man sich dann auch vor den Kühlschrank setzen und das Rauschen toll finden. Mit so einem elektronischen Gebastel haben wir nichts zu tun.

Diskographie Kreidler:
Tape "Riva" (A Contresens)
EP "o.t." (Stewardess)
Single "Kookai" (Stewardess)
LP/CD "Weekend" (Kiff SM)
EP "Resport" (Stewardess)
12" "Fechterin" (Kiff SM)
LP/CD "Appearance and the Park" (Kiff SM)

Kontakt/Info: Kiff SM/, Tel.: 040-31803107

Les Robespierres:

Ihre erste Single war den mexikanischen Zapatisten gewidmet. Mit „Pop & Politik" wollen die Robespierres aber glücklicherweise trotzdem nichts zu tun haben. Mit „Repentista/ Repetista" (Buback Tonträger) haben sie Anfang des Jahres ihr zweites Album veröffentlicht und die 60s-Anleihen ihres Debuts „Liberdade/Liberalidade" in Richtung Punk-Rock verschärft. Die portugiesischen Texte läßt das Quartett in einer exemplarischen Welt von Arbeit, Ausbeutung und Entfremdung spielen. Und wehe, jemand denkt, er wäre hier nicht gemeint. Robespierres-Sänger-Texter-Gitarrist Klaus Ramcke und Bassist Ted Gaier (sonst bei den Goldenen Zitronen, die im August ihr neues Album mit dem Titel „Dead School Hamburg, give me a Vollzeitarbeit" auf dem englischen Cooking-Vinyl-Label veröffentlichen werden) ließen uns wissen, warum Reduktionismus Spaß bringt und Popkultur schädlich ist.

Aus welcher Welt kommen eure Texte, die extrem NICHT nach Pop-Referenz klingen?

Klaus Ramcke: Ich bin Anhänger der Arbeitswert-Lehre und ich glaube, daß sich im Grunde die Art und Weise, in der sich heutzutage Arbeit in ihrer entfremdeten Form den Individuen präsentiert, zwar sehr schnell wandelt, sich im Grunde aber sehr wohl analytisch darauf zurückführen läßt, daß Arbeit Wert schafft. Davon gehe ich aus, und das ist das beste Modell, mit dem ich bislang zur Erklärung dieser Art von Prozessen vertraut gemacht worden bin. Man läutet immer gerne neue Zeitalter ein. Das empfinde ich in seinem Resultat, gar nicht in seiner Intention, als Torpedierung von Bewußtsein. Es stiftet Verwirrung.

Also „ewige Wahrheiten" statt Spezifizierungen?

Ramcke: Ich sage ja gar nichts gegen Spezifizierung. Aber ich glaube nicht, daß sich an kognitiven Prozessen so schnell etwas ändert. Ich glaube nicht, daß sich soziale Mechanismen so schnell wandeln. Das ändert sich nicht, je nachdem welchen Namen ich der Angelegenheit gebe. Spezifizierung ist ja nur dann sinnvoll - und dann auch sehr schön und sehr richtig - wenn ich nicht den Faden verliere.

Ist das ein strategischer Reduktionismus?

Ramcke: Textlich und von den Bildern, die da verwandt werden, ist es ganz bestimmt ein Reduktionismus. Es ist schematistisch, und das soll es auch sein. Wenn ich höre „Strategie", hört sich das natürlich nach einer großen Sache an. Ich glaube, man überschätzt das Wirkungsspektrum unserer Sachen, wenn man das für eine große Sache hält. Da wir aber der Ansicht sind, daß sie sich im Grundsatz nicht so sehr ändert, soll es auf die möglichst einfache, banale Formel gebracht werden. Falls jemand dazu kommt, sich das anzuhören, kann er vielleicht sagen: „Aha, das ist ja auch bei mir so". Wir haben es auch schon erlebt, daß Leute gesagt haben: „Damit habe ICH nichts zu tun, die Figuren leben ja auf einer Farm, das ist ja schon lange kein nennenswerter Kapitalbringer mehr. Deswegen brauchen wir uns damit nicht zu beschäftigen. Ist ja schön, daß die Jungs gegen Feudalismus rocken." Das stimmt aber nicht: unsere Stücke benützen das als Bild.

Ted Gaier: Mich selbst verblüffen diese Texte immer wieder, weil sie eine so eigene Bildersprache haben, die sich einer einfachen, hier nicht mehr vorhandenen, Welt bedienen und trotzdem gar nicht dort spielen. „Repentista" spielt eben nicht in Lateinamerika auf einer Farm. Das Ästhetische darf man dabei aber auch nicht vergessen. Es gibt ja auch das ästhetische Moment: Die Bilder aus den Texten machen Spaß, mehr Spaß als beispielsweise ein Zitronen-Text. Sie spielen in einer schönen, einfachen exemplarischen Welt, wo man nicht so sehr mit den Häßlichkeiten der alltäglichen Welt konfrontiert ist und das aus einer Distanz heraus betrachtet.

Macht Distanz denn mehr Spaß als Identifikation?

Ramcke: Aber „Identifikation" ist doch genau das, was wir nicht bedienen. Denn das ist nicht der Spaß-Faktor, sondern der ideologische Faktor von Pop - und dem verwehren wir uns ganz entschieden. Es gibt eben keine Pop-Referenz, und die soll es auch nicht geben. Die interessiert mich persönlich nicht. Authentizistisches und Lyrizistisches lehnen wir eben ab. Ich selbst habe geschwelgt in Popmusik und habe dabei verdammt viel Zeit vertan, anstatt einmal etwas zu machen. Popkultur ist schädlich. Ich war ein Idiot. Ich finde Pop schädlich, weil man sich mit irgendwelchen Typen identifiziert, die vielleicht, in besonders traurigen Fällen, sich selbst für etwas wie Stars oder ganz besondere Menschen halten. Die hauptsächlich gearschten sind nämlich die Popkünstler selbst. Ich kenne auch genügend, die sich für etwas ganz besonderes halten und deshalb notorisch unglücklich sind und überhaupt nicht dazu kommen, ein sinnvolles Leben zu führen. Aber ich bin auch der gearschte gewesen, als ich in einer besonders idealistischen Phase Popmusik gehört habe. Anstatt etwas mit meinem Leben anzufangen, hatte ich so einen komi-

Popkultur ist schädlich

schen Kanal, eine Adresse, Probleme nicht zu lösen.

Gaier: Bei mir ist es fast anders herum: mir hat Pop enorm geholfen, mir über Probleme erst klar zu werden. Aber ich empfinde es jetzt auch als befreiend, daß es in dieser Band keine Pop-Referenz gibt. Was wir machen ist Folklore. Es macht mir jedenfalls Spaß, das Wort Folklore positiv zu belegen.

Ramcke: Natürlich ist auch die Entwicklung meines Bewußtseins ohne Pop undenkbar. Und zwar in einem positiven Sinne: über drei Viertel meines Bewußtseins sind darauf zurückzuführen. Aber unsere Texte funktionieren anders: Sie wollen nicht authentizistisch sein. Sie wollen nicht erzählen, wie es mir gerade geht. Die Texte sind schematistisch, und das ist ein Unwort in der bürgerlichen Kunstkritik. Die Moral der Geschichte kommt sehr einfach daher und soll auch gar nicht verborgen werden.

Und wie heißt die einfache Moral?

Ramcke: Die Schweine scheißen bei offener Tür und wir klatschen noch Beifall - und wie es dazu gekommen ist: in einem Sketch.

In eurem Info wird eure Musik als „Revolution Rock“ bezeichnet, und wie man bei euren Freunden von der Band „Stella“ sieht, kommt ja im Moment die Art, „Marxismus“ und „Feminismus“ gleich in den ersten Satz des Presse-Infos zu schreiben, bei jedem Stadtmagazin gut an. Macht ihr nicht auch ein prima Radical-Chic-Angebot?

Gaier: Nee, was ist denn daran schick?
Ramcke: Es wäre naiv, zu glauben, daß die Sache sich für uns so darstellt. Insofern ist es keine Attitüde, die wir als Mittel pflegen, um auf dem Popmarkt ein Angebot zu machen. Uns erscheint das, was wir machen, einfach als eine sinnvolle Art, eine Art, die wir auch können. Wir können ja schließlich nicht alles machen, was wir vielleicht gut fänden. Radical Chic ist eins. Das andere ist, sich mit solchen Vokabeln zu schmücken. Das tun wir nicht.

Gaier: Stella verfügt außerdem über die Maschine, Radical Chic zu verbreiten. Die Maschine haben wir überhaupt nicht. Eine Band wie Stella schafft ja einen Markt, indem sie mit einer Strategie vorgeht. Ich will es jetzt nicht kritisieren. Stella hat vorallem das Anliegen, etwas zu behaupten, ohne es beweisen zu müssen und einfach drauflos zu brettern, als Provokation, und das als Pop zu deklarieren. Referenzmäßig wollen Stella natürlich in einem Pop-Kontext stehen, wohingegen nichts von uns in einem aktuellen Pop-Kontext steht. Elena (Elena Lange, Sängerin/Gitarristin von Stella) hat zum Beispiel, das was sie anhat in einem Video und welche Gesten sie auf der Bühne macht, anzubieten: das ist alles ein Statement. Wir haben einfach keine anderen Klamotten als diese Anzüge. Es sind eben die Anzüge, die wir haben. Wir leben nicht von diesem Flash der Behauptung, von dem Pop lebt. Wir stehen fernab von einer Pop-Gegenwart 1998. Deswegen benutzen wir live auch keine PA, spielen zwei Sets, einfach als Mechanismen, um zu verhindern, wie eine Rockband zu wirken.
Ramcke: Ich glaube schon, daß es einen fundamentalen Unterschied gibt, was die Art und Weise des Wirkens von Texten angeht, wenn man das so macht wie wir, oder wenn man es so macht wie Stella oder irgendeine andere Band aus diesem Kontext. Es ist eine andere Art und Weise...

Gaier: Die Bilderwelt ist eine, die mit Pop überhaupt nichts zu tun hat. Es ist für mich erfrischend. Es ist wie den Fernseher ausschalten.

Ihr habt bei Christoph Schlingensiefs „Bahnhofsmission“-Aktion in Hamburg mitgemacht. Dafür mußtet ihr euch „Romantizismus“ vorwerfen lassen...

Gaier: Man müßte sich erstmal darüber unterhalten, was Schlingensief dort gemacht hat, wie sich das verselbständigt hat und auf welchem Level das jetzt ist. Wir machen mit dem Pudel Club in der Mission immer einen Abend. Das hat mit Schlingensief direkt dann überhaupt nichts mehr zu tun. Die Kritik, daß man sich als Karrieren-Steigbügelhalter für Schlingensief mißbrauchen ließe, verkennt einfach die Tatsache, daß die Diffusion, die Schlingensief inszeniert, eine Eigendynamik entwickelt, gerade WEIL sie so chaotisch, unpolitisch, nullcheckermäßig „schwingt“ oder „fließt“. Aber offenbar ist es „Romantizismus“, wenn man mit Obdachlosen Zeit verbringt und ein Kulturprogramm macht. Das ist ein typisches Bildungsbürger-Argument: „Die Gegensätze sind nunmal so, also macht man sich bloß selber etwas vor.“ Das kann man immer sagen. Natürlich sind das nur symbolische Handlungen. Uns, die wir im „falschen Leben“ leben, bleibt aber nichts anderes übrig, als symbolische Handlungen zu begehen. Deshalb haut die Kritik für mich nicht hin. Andere haben uns wiederum vorgeworfen, daß wir den Job vom Staat machen, daß eigentlich der Staat dafür zuständig wäre und daß wir uns wenigstens vom Staat dafür bezahlen lassen müßten - sonst würde man nur dem Staat in die Hände spielen.

Ramcke: Mit dem Argument kann man aber auch seine Oma verrecken lassen oder wie Rousseau seine Kinder ins Waisenhaus bringen. Vor

allem ist doch überhaupt nichts dagegen zu sagen, bei einer solchen Aktion mitzumachen. Man kann es vielleicht für aussichtslos halten, aber echte Gegenargumente fallen mir da nicht ein. Das finde ich dann auch wirklich rivalistisch. Man kann sagen, ich mach nicht mit. Mir leuchtet aber wirklich nicht ein, mit welchen Argumenten man das Scheiße finden will.

Single „Todo li, vi e bebi" (Buback Tonträger/Tom Produkt)
Single „Repentista" (Buback Tonträger)
LP/CD „Repentista/Repetista" (Buback Tonträger)

Info/Kontakt: Buback Tonträger, Tel.: 040-43138662

Portugiesisch klingt besser.
Hier ein Robespierres-Song mit eingesprochener Übersetzung

Vai a luta

Vou entrando / no ônibus lihha 16 / ninguém esta me dando / lugar desta vez / mas eu vou me impor / porque aqui nada / é de graça / agente / tem que ver a onde fica / neste mundo / acho eu / sao as circumstâncias / vai fazer o que / esta vendo essa menina lá / quero possuí-la / acho eu / olha só /

quem vai me invejar se tu for embora? quem vai me invejar? preciso dos seus olhos claros pra me admirar quem vai me invejar se tu for embora? quem vai me invejar?

olha só / lá fora / é carro do ano / eu acho mas nao tem / jeito mesmo / vamos batalhar / cada um / por si mesmo cada / macaco no seu galho / trepar se der você / vai trepar / para mim vai a luta / vou entrando / no ônibus linha 17 / ninguém esta me dando / lugar desta vez

quem vai me invejar se tu for embora?
quem vai me invejar?
preciso dos seus olhos claros pra me admirar

Auf in den Kampf

Ich steige ein in den Bus Linie 16 / niemand gibt mir Platz diesmal / aber ich werde mich durchsetzen / weil hier ist nichts umsonst / unsereins muß sehen wo er ableibt / in dieser Zeit / es sind die Umstände / was kann man schon machen? / siehst du die Kleine da? / ich möchte sie haben / glaube ich / sieh nur

Wer wird mich beneiden, wenn du weg bist? wer wird mich beneiden? ich brauche deine hellen Augen damit du mich bewunderst wer wird mich beneiden wenn du weg bist? wer wird mich beneiden?

Sieh nur da draußen / es ist das Auto des Jahres / glaube ich / aber man kann wirklich nichts machen / laßt uns kämpfen / jeder für sich / jeder Affe auf seinem Ast / klettern / wenn es geht kletterst du für mich / auf in den Kampf / ich steige in den Bus / Linie 17 / keiner gibt mir Platz diesmal

Wer wird mich beneiden, wenn du weg bist? wer wird mich beneiden? ich brauche deine hellen Augen damit du mich bewunderst.

Dead & Gone

Trauermärsche - Funeral Marches
Totenlieder - Songs of Death
Trikont

Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich! Von zwei Spannen
Diesseits der Erde nach zwei Spannen drunter.

Ich will auf halbem Weg mich niederlassen. Und Ostermayers Todessampler hören. In den Presseankündigungen heißt es, „Trauermärsche" und „Totenlieder" seien November-CD's. Wir allerdings hören sie seit Jänner und je wärmer und sommerliches es wird, umso mehr scheint sich unser Begehren exakt durch diese zwei Totenkopfscheiben ausgedrückt zu fühlen. Schließlich braucht man am Zentralfriedhof an Allerheiligen keinen akustischen Geschmacksverstärker für die Nekromantie, ein sommerlicher Ausflug an die Nacktbadestrände der Donauinsel allerdings kriegt durch den Todessound aus'm Walkman eine interessante Note. Morbid?
Vielleicht, weil unser Computer in Wien steht und Morbidität zum Flair der Stadt gehört. Vielleicht weil wir immer schon uns aus der todesverdrängenden Gameover-Gesellschaft per Todeskitsch rauszuschmachten pflegten: Diamanda Gallas ‚Cris d'aveugle', Nico's ‚My only child' und der ‚Gloomy Sunday' - hier in einer Fassung von Lydia Lunch - hatten schon ehedem aus unsren Ikea-Kinderzimmern musikalische Strickleitern hinab ins kühle Grab geknüpft.

Aber was würden wir ohne TRIKONT von den ‚Girls of the Golden West' und den ‚Virginia Dandies' kennen? Nichts. Von der ‚Treme Brass Band' und der ‚Olympia Brass Band'? Ganz zu schweigen von den serbischen, albanischen, steierischen, vietnamesischen und sardischen Trauermärschen und Totenklagen, die Ostermayers „Ergüsse eines Trauermarsch-Fetischisten' ethnomusikologisch derart erläutern, daß man am liebsten mit einem Trommler und einem Bläser sich auf eine Totenriten-Studienreise in die Erdteile begeben möchte, in denen die Leut sich offensichtlich noch aufs Sterben verstehen. Nach Schattendorf etwa.

Ein Interview mit dem israelischen Schriftsteller Yoram Kaniuk

Was hat uns dazu gebracht, euch so sehr zu lieben, was hat euch dazu gebracht, uns so zu hassen?

„In Büchern aus Israel tauchen ständig Deutsche auf. Wir leben das Drama. Aber die bekanntesten Deutschen Schriftsteller nach dem Zweiten Weltkrieg, Grass, Böll, Lenz, haben kaum Sachen geschrieben,in denen Juden eine Rolle spielen. Ich weiß nicht, wie das kommt. Denn es ist ja schon so, daß Deutschland ein jüdischer Friedhof ist und kein intelligenter Deutscher das einfach vergessen kann."

Yoram Kaniuk wurde 1930 in Tel Aviv geboren. Als Israel unabhängig wurde, war er achtzehn. Tag für Tag kamen damals die Schiffe mit den Überlebenden des Holocaust. Er kämpft in der israelischen Armee, wird verwundet und kommt deshalb nach New York. In das New York der Beatniks. Zehn Jahre später, 1961, geht er zurück und beginnt zu schreiben. Die israelische Literatur ist in der Bundesrepublik Jahrzehnte nicht wahrgenommen worden. Erst in den Achtzigern wurden vereinzelt Werke ins Deutsche übertragen. Anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Staatsgründung vor 50 Jahren schäumt die Verlagswelt im Moment vor Interesse. In seinem jüngsten Roman „Das Bild des Mörders" (im Original heißt das Buch „Tigerhill" - der Name eines Flüchtlingsschiffes, das vor der Küste von Tel Aviv auf Grund lief) wendet sich Kaniuk der jungen Generation Israels zu. Warum?

Kaniuk: Ich fange mit dem Einfachsten an: alle meine vorherigen Bücher handeln vom Holocaust, vom Unabhängigkeitskrieg, von schwergewichtigen Themen, und ich wollte einfach einmal ein echtes israelisches Buch schreiben, kein jüdisches Buch wie alle meine anderen Bücher. Ich arbeitete mit Jugendlichen in einem Gymnasium und sie hießen eben zum Beispiel Hadar, Muki und Uriel, also benutzte ich ihre Namen in meinem Roman, sie sind typische moderne hebräische Namen. Ich meine, sie sind nicht aus der Bibel. Es sind erfundene Namen. Das ist eine Sache. Ich wollte einmal in meinem Leben nicht über Adam schreiben. Es ist sehr schwer, das einem deutschen Ohr zu beschreiben. In Israel hat jede Generation ihre Namen: Die ersten Generationen hießen nach Helden oder Königen, Yoram war ein König, ein böser König. Vor meiner Generation hatten die Juden ihren Söhnen gute Namen wie Moses, Abraham und Isaak gegeben. Aber ich wollte über die jungen Leute von heute schreiben. Wissen Sie, ich erzähle mir selbst gerne Geschichten. Ich sitze im Zug und ich erfinde eine Geschichte über die Leute, die mit mir im Zug sitzen. Und nach einiger Zeit fängt die Geschichte an, ein Rätsel zu werden. Ich mag Rätsel, nicht das Rätselhafte. Es geht darum, daß du das Rätsel lösen mußt. Dann hatte ich noch einen Traum, exakt den Traum, den ich im Buch beschreibe. Ich dachte daran, wie Träume Realität schaffen und Realität Träume schafft. Da wußte ich noch nicht, wie die Geschichte ausgeht, also schrieb ich das Buch, um es herauszufinden. Ich schrieb mich sozusagen von Seite zu Seite. Eins ergab das andere. Natürlich flossen Sachen aus meinen anderen Büchern mit ein. Der Schriftsteller im Buch ist ein Teil von mir selbst, ein älterer Schriftsteller, ein gescheiterter Schriftsteller, der sich betrogen fühlt, der durch andere Menschen leben muß. Mein ganzes Leben interessierte ich mich für Masken. In Adam Hundesohn geht es um einen Mann, der zwei Gesichter hat. Die Verbindung zwischen Realität und Traum, Fantasie, Magie, ich liebe das Fantastische, ich war nie ein realistischer Schriftsteller. Ich füge das Fantastische und die Realität zusammen und schreibe über diese Verbindung: Zunächst ist da ein Traum und der Traum wird zur Realität und plötzlich bist du in dieser Realität, auch wenn es dir nicht bewußt ist, bist du Teil dessen dein ganzes Leben lang.

hilfe: Hadar, Ihre Protagonistin, glaubt, daß ein Bombenanschlag auf ein Café mit ihr zu tun hat beziehungsweise mit dem, was sie geträumt hat, und stellt hartnäckig Nachforschungen an, dabei erweist sie sich allerdings als eine sehr realistische junge Frau.

Kaniuk: Sicher, das paßt gut zu den Träumen. Für mich sind sie Teil der Magie und Teil dessen, was wir verstecken, Dinge, die wir vergessen wollen. Ich versuchte, mich in die Träume und die Realität von 25jährigen Männern und Frauen zu versetzen. Junge Menschen ziehen mich an, Menschen in meinem Alter langweilen mich normalerweise. Was ich an den jungen Leuten mag, ist ihre sprunghafte Art, ihre Energie, gleichzeitig hasse

ich es natürlich und bin eifersüchtig darauf, aber sie sind eben sehr neugierig und noch nicht so festgefahren.

hilfe: Wenn Sie Ihr Buch mit einem Wort beschreiben wollten, was würden Sie sagen, um was es geht?

Kaniuk: Rache. Zwei Sachen interessieren mich sehr, nicht immer, aber meistens, nämlich Verrat und Zorn, als eine Art Rache. Diese Regungen verstehe ich aus der Tiefe meiner schwarzen Seele heraus. Ich bin kein rachsüchtiger Mensch, aber ich weiß, daß jeder einen Dämon in sich hat, und ich kenne diesen Dämon und deshalb ist Ben, der Mörder, wirklich der Held des Buchs. Ich kenne ihn, ich hatte Freunde in meinen wilden Jahren, als ich als junger Mann in Zentralamerika war, in Mexiko, Guatemala, Belize, die sind wie er: Israelis, die am Abgrund zwischen Kriminalität und der Arbeit für den Geheimdienst stehen und töten. Ich wollte so sein wie er, ein Spion, stattdessen sitze ich da und schreibe. Es ist, als sei Schreiben die Krankheit und das, was er tut, das Gesunde. Ich wollte nie Schriftsteller werden, ich schreibe, weil ich nichts anderes kann, ich hab's versucht, ich war Seemann, Barmann. Ich bin nicht zum Schreiben geboren, es hat lange Jahre gedauert, bis ich angefangen habe. Ich möchte nicht Bialek, der Poet, sein, sondern jemand wie Ben, der im Untergrund arbeitet, böse und mißtrauisch ist, nur Hunde versteht. Diese Charaktere faszinieren mich.

hilfe: Sie haben gesagt, Sie führen seit Jahrzehnten einen einseitigen Dialog mit den Deutschen. Hat sich daran etwas geändert, bekommen Sie mittlerweile Antworten?

K: Ich bekomme so etwas wie Antworten mittlerweile, aber ich denke, sie kommen zu spät. Meine Aussage bezog sich auf meine Generation, ich bin 1930 geboren, die Generation, deren Eltern und Großeltern im Holocaust entweder in der Wehrmacht oder in der SS waren. Ich wollte verstehen und suchte Deutsche, die auch zu verstehen versuchten, warum - nicht daß er ein Verbrecher war - warum der Vater oder Großvater in der Nähe von Warschau 100 Juden in einen Wald führte, es waren auch zwanzig Kinder darunter, und ihnen befahl sich auszuziehen und sie erschoß und dann das Ganze mit seiner Leica fotografierte und nachhause nach München fuhr. Er war kein böser Mensch, aber was war er dann? Und ich denke, die einzigen, die darauf antworten könnten, wären die Söhne und die Enkel, ich dachte, es wäre gut für die Deutschen und gut für uns, da wir seit fünfzehn, sechzehn Jahrhunderten diese wechselvolle Beziehung haben, nämlich große Kulturen und große Schönheit hervorzubringen und danach kommt das Feuer. Mit anderen Worten, die Juden lieben die Deutschen, sie lieben diese Kultur. Sie kommen zurück. Aber ich kann nicht zu jungen Leuten wie euch kommen und sagen: Seht, was ihr getan habt. Ihr seid bereits die dritte Generation, trotzdem, wenn ich von diesem Hintergrund käme, wäre ich neugieriger. Artikel wurden darüber geschrieben, Bücher wurden darüber geschrieben, aber sehr wenig Literarisches wurde darüber geschrieben. Ich suche den Dialog zwischen Himmel und Hölle, nicht so sehr zwischen Opfer und Täter, sondern: Was hat uns dazu gebracht, euch so sehr zu lieben, und was hat euch dazu gebracht, uns so zu hassen? Ich meine, nicht euch persönlich, ich meine, wie habt ihr uns so Großartiges hervorbringen lassen: Einstein, Freud, Schellenberg, Mahler, Piscator, Karl Kraus, Trotzkij. Es gab keine solche Phase - außer der Renaissance -, in der so viel Innovatives hervorgebracht wurde: Kafka revolutionierte die Literatur und Einstein die Physik, Freud die Psychologie und Mahler die Musik, Piscator die ganze Idee des Theaters. Es ist hier passiert, es hätte nicht woanders passieren können. Warum, warum brauchte es dieses deutsch-jüdische Zusammenspiel? Wir haben jetzt ein Land, aber wir haben nicht die Walter Benjamins und die Nelly Sachs... Das hat mich immer fasziniert, ich habe Wurzeln in der deutschen Kultur, und so kam ich vor dreißig Jahren her, um nach meines Vaters Spuren zu suchen, ich kam, um Leute zu finden, die mit meinem Vater zusammen auf der Heidelberger Uni waren und dann Soldaten geworden waren. Damals hörte ich ständig, meine Eltern waren keine Nazis. Hört auf damit. Wenn alle gegen die Nazis gewesen sind, ja, wer ist denn dann Nazi gewesen? Heute sagt das niemand mehr. Das ist zu weit weg. Was gut ist, sehr gut. Aber das macht es mir unmöglich, diesen Dialog mit euch Jungen zuführen. Ich kann mit euch über alles reden, aber nicht darüber.

hilfe: Glauben Sie, daß das Friedensabkommen zwischen Israel und den Palästinensern Chancen hat, realisiert zu werden?

Kaniuk: Oslo war kein großartiges Abkommen, aber das beste, das wir zusammen zustandebringen konnten nach soviel Mißverständissen, Kriegen und Grausamkeiten. Es war das Licht am Ende des Tunnels. Es war nicht klar, wie es werden würde. Aber es gab Hoffnung. Es war etwas angestoßen worden und es endete nicht nur deshalb, weil ein Typ Rabin erschossen hat, sondern weil eine bestimmte Denkweise diesen Jungen dazu gebracht hatte, er hatte Lehrer. Er glaubte daran, daß Israel auf dem Weg zur Erlösung ist, und daß Yitzak Rabin, wenn er jetzt Land hergibt, gegen Gott handelt und deshalb getötet werden kann. Dann kamen die Rechten dran, sie sind gegen Oslo, sie wollen ewig kämpfen, aber die Realität wartet nicht auf sie, und die Amerikaner warten nicht auf sie, und wir warten nicht auf sie, die halbe Nation, mehr als die halbe Nation will eine Lösung. Im Moment wird allerdings auf Zeit gespielt, Irakkrise hier, Levinsky da, das nimmt den Fokus vom Friedensprozeß. Und dann dauert es nochmal drei Jahre und dann wird es nichts mehr geben, worüber man reden kann. Die Westbank wird besetzt sein von einer halben Million Juden, und dann gibt es keinen Weg mehr zurück. Jetzt ist ein Kompromiß noch möglich, wenn die Regierung sich durch den Druck der Menschen verpflichtet fühlt oder den der Wirtschaft, weil die Touristen nicht mehr kommen und nicht investiert wird. Ein Zeitlang mochte man Israel, davor waren alle gegen Israel und heute auch wieder. Vielleicht gibt es keine Lösung, aber wenn, dann muß sie bald kommen. Egal, wie rechts die Regierung ist, es geht darum, wie weit sie gehen können, wie gut wir sind. Beide Seiten, Araber und Juden spielen Katz und Maus: Abwarten, diese Deklaration, jene Deklaration. Und deshalb weiß ich nicht - ich bin kein Prophet - ob Oslo wiederbelebt werden kann. Wenn nicht, wird es eine Intifada geben, die viel schlimmer sein wird als die letzte, und der Krieg wird unausweichlich.

hilfe: Wünschen sich die Menschen denn keinen Frieden?

Kaniuk: Die Leute selbst, ja, siebzig Prozent der Israelis, siebzig Prozent der Palästinenser, ja, sie wollen eine Lösung, wollen einen Kompromiß eingehen. Menschen wie ich und Habibi (Emile Habibi war Schriftsteller, Journalist und palästinensischer Knessetabgeordneter. Er war mit Yoram Kaniuk befreundet und starb 1991) haben vom Frieden geträumt, da gab es noch keine Siedlungen in der Westbank, aber jetzt ist es so.

Bücher von Yoram Kaniuk:
Adam Hundesohn, Das Bild des Mörders, Das Glück im Exil (alle List-Verlag)
Der letzte Jude, Die Kakerlaken im Haus des Dichters, Hiob, Pebble und der Elefant, Tante Schlomzion die Grosse (alle Alibaba-Verlag),
Wasserman (dtv), gemeinsam mit Emile Habibi: Das zweifache verheissene Land (List-Verlag).

Im dichten Wald der Politik

Knallharte Politikkritik! Glasklare Gesellschaftsanalyse! Scharfes Insistieren auf Ökonomiekritik! Dennoch ein paar Anmerkungen:

Eine neue politische Strategie des flexiblen Kapitals namens Globalisierung, durchgesetzt in Zusammenarbeit mit neoliberalen Regierungen, macht den ganzen schönen keynesianisch-fordistischen Sozialstaatskapitalismus kaputt. Diese Strategie ist so teuflisch, daß sie sowohl Zweck als auch Voraussetzung und - heilige Dreieinigkeit! - Ergebnis der neuen Technologien ist. Daß soviel strategische Finesse den Staat als solchen nicht unbeeindruckt läßt und der sich „vom Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat" transformiert, liegt auf der Hand. Muß der „nationale Wettbewerbsstaat" doch jetzt optimale Verwertungsbedingungen schaffen!

In seinem neuesten Politikthriller kritisiert Hirsch die „faktische Entdemokratisierung der liberaldemokratischen Institutionen" - anhand des Bruchs der Wahlversprechen durch die Regierung Chirac. Wohlgemerkt, das ist das Neue am transformierten Staat und es muß Frankreich als Beispiel sein, denn: „Die französische Besonderheit liegt darin, daß die Bevölkerung sich zwar in den Wahlen gelegentlich betrügen läßt, aber das Spiel nicht immer ganz mitspielt und am Ende doch rebelliert. Einen wesentlichen Erfolg hatte die darauffolgende Streikwelle allerdings nicht." Ende der Analyse. Kein Gedanke daran, daß vielleicht den Menschen in Frankreich die Wahlen als Inszenierung eines Spektakels bewußter sind, daß sie möglicherweise noch ein historisches Bewußtsein von ihrem kopflosen König haben, während der in Deutschland munter mit Kopf in die Republik schritt. Und Wahlen sind hierzulande nationale Erweckungsrituale und Volkes Pflicht. Wenn es um Ansätze neuer Politikformen geht, kommt Hirsch hingegen keineswegs auf Frankreich zurück, sondern, konsequent im nationalstaatlichen Rahmen, auf die deutschen „selbstorganisierte(n) , politische(n) Initiativen ('Bürgerinitiativen') und soziale(n) Bewegungen(...), insbesondere die Ökologiebewegung, die Frauenbewegung und die Friedensbewegung." Diese von Wahnvorstellungen geprägten Kleinbürgergruppen, die sich aus der 68er Studentenrevolte entwickelten und in den 70er und 80er Jahren die soziale Revolte von links gegen Esoterik, Nationalismus und Antisemitismus ausgetauscht und alle gesellschaftspolitischen Kontroversen blockiert haben (siehe Wolfgang Pohrt, 1984 + my private Wackersdorf-Syndrom), dienen ihm als Beleg einer ansatzweise stattgefundenen „Kulturrevolution" und als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen zur „Strategie eines 'Radikalen Reformismus'". Es gibt in diesen Aufsätzen von Hirsch keine kritische Reflexion zu diesen „sozialen Bewegungen", konstatiert werden lediglich deren „politisch-theoretischen Unklarheiten", und die Absorption und symbolische Übernahme ihrer „Themen" durch die „Partei der Grünen". Die Pogrome eines völkisch vereinten Mobs im Wir-sind-wieder-wer-Deutschland als mörderische Konsequenz einer 20jährigen Entwicklung sind ebensowenig eine Erwähnung wert, wie eine antinationalistische Linke und eine kritische Theorie mit ihren Überlegungen und Diskussionen zu Nationalismus, Antisemitismus und Rassismus.

Bemerkenswert bei Hirsch sind seine Beispiele „nicht mehr kontrollierbare(r) Gegenreaktionen des Kapitals" auf nationalstaatliche „wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen". Aus der Abwanderungsdrohung (!) des Kapitals folgen „Verlust von Arbeitsplätzen, Arbeitslosigkeit, geringeres Wachstum" und die wechselseitige, systematische Erpressung der „im nationalstaatlichen Rahmen lebenden Bevölkerungen". Wanderungen kann das Kapital aber nicht nur androhen, sondern auch durchführen, denn es hat ja nun -Globalisierung sei Dank! - die technischen Voraussetzungen dazu. Oder waren die Voraussetzungen Voraussetzung zum Zweck und Ergebnis? Nun könnte es ja - vorausgesetzt man entledigt sich des im Zusammenhang mit Erpressung völlig unsinnigen Wortes „Bevölkerung" - naheliegend sein, die nationalstaatliche Verfaßtheit mit der Forderung nach offenen Grenzen generell in Frage zu stellen. Für Hirsch ist das „abstrakt gesehen durchaus richtig", „das Problem ist nur, daß sich diese Zielsetzung trefflich mit den kapitalistischen Tendenzen verbindet, die eben die politischen Formen unterhöhlen, in denen sich zumindest der vorhandene Bestand an demokratischen Verhältnissen und sozialen Garantien entwickeln und erhalten konnte".

Joachim Hirsch: Vom Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat.
Berlin: ID-Verlag, 1998

01

Holliday

Nach dem „Where the wild things are"-Spektakel vom letzten Jahr, erwartet uns im August wieder einmal ein Kunst/ Musik/ Party/ Verwirrungs-Event aus dem Umfeld der Seppi-Bar (R.I.P.). Diesmal soll es noch mehr Live-Acts und „Interaktion" geben. Unter anderem dabei: Lucio Auri, Andreas Hofer, Daniel Knorr, Nevin Aladag, DJ Maya, Kenn, Chicks On Speed, Spiel 99 und eventuell Sabotage Communications. Was hier wirklich passiert sein wird, weiß man wie gewohnt nicht einmal danach. Nähere „Informationen" bei Alexandra Murray-Leslie (Fon/Fax: 089-2800836)

Holliday, 7/8.August, jeweils 23.00. Ultraschall/ Kunstpark Ost

02

Reality Investment

In Hamburg hat sich mit der „Akademie Isotrop" eine Art „Gegenakademie" zur etablierten Kunsthochschule etabliert. Die wichtigste Spielregel heißt „Tu nicht weniger als Du kannst" und im Juli muß die Stadt Ulm für den Realitäts-Test herhalten. Im Rahmen des Ulmer Donaufests steht der Akademie ein ganzes Gebäude für Übernachtung und Party sowie mehrere Räume in der Innenstadt für Ausstellungen zur Verfügung. Geplant sind Vorträge (u.a. Jesko Fezer, Diedrich Diederichsen, Roberto Ohrt), Konzerte bekannter und unterschätzter Bands, Kino und Parties. Gruppen aus München, Berlin, Wien, Stuttgart und Hamburg sind bereits eingeladen. Bessere Chaos-Tage sind zu erwarten. Interessierte können sich bei Birgit Megerle (Fon: 040-24 38 70) vorab informieren. Im Internet gibt es Infos unter www.u-stadt.de/reality-investment

Reality Investment/Akademie Isotrop, 3.7.-12.7. auf dem Ulmer Donaufest

03

Die kleine Zeichenschule

„Zeichen- und Symboltheorien liefern den Schlüssel zum Verständnis von Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Medientheorie, Philosophie und Kunst des 20. Jahrhunderts." Wau, welch ein großer Anspruch! In der Tat ziehen die Beiträge eine große Linie durch die Denkgeschichte des Jahrhunderts. „Wo man einst nach dem Wesen der Dinge fragte, sucht man heute nach Beziehung und Struktur." Alles kann ein Zeichen sein, es hängt vom kulturellen Kontext und vom konkreten Gebrauch ab, wie etwas als ein Zeichen verwendet wird und was ein Zeichen bedeutet. Die Zeichentheorie untersucht, wie wir uns eigentlich orientieren in der Welt und wie wir miteinander kommunizieren. Zeichensysteme wachsen historisch und sind deshalb Ausdruck der verschiedenen Machtverhältnisse, die diese Welt ausmachen. Gleichzeitig haben Zeichen auch spielerische Funktionen. Sie lassen sich coup-artig einsetzen, vom Sprachspiel bis zur „labyrinthischen" Semiotik Umberto Ecos. Der Band zeichnet vornehmlich leider nur die definitorischen und erkenntnistheoretischen Seiten der Semiotik nach: Von Peirce (dem sogenannten Begründer der Semiotik) und Morris (Grundlagen der Semiotik) bis zu de Saussure (strukturale Sprachwissenschaft) und Derridas Grammatologie.

Was fehlt, ist die „angewandte" Zeichentheorie, wie sie seit Roland Barthes Mythen des Alltags (1956) in vielen kulturellen und politischen Bereichen unverzichtbar geworden ist. Teresa de Lauretis hat z.B. in Technologies of Gender (1987) ganz konkreten Gebrauch von Semiotik gemacht in ihrer Auseinandersetzung zwischen Sprache und Gewalt. Ebenso zu nennen wären die Anknüpfungen Gayatri Spivaks und Homi Bhabhas an Derrida und damit die Umsetzung zeichentheoretischer Modelle in den antirassistischen, postkolonialen Diskurs.

Einen 2. Band bitte!!

Dieter Mersch (Hg.): Zeichen über Zeichen Texte zur Semiotik von Peirce bis Eco und Derrida dtv 30653

Impressum
Sommer 1998

Herausgeber:
„Das ist die moderne Welt" e.V.
Daiserstr. 34, 81371 München

Redaktion:
Katja Diefenbach, Helmut Draxler, Stephan Gregory, Roya Jakoby, Wolfgang Krause, Pia Lanzinger, Ingrid Scherf (V.i.S.d.P.), Hartwig Tesar, Boris Werschbizky

Post:
hilfe, Daiserstr. 34, 81371 München
Tel.(089) 74 79 12-78, Fax.: -77
e-mail: s.gregory@link-m.de
http://www.art-bag.net/hilfe

Graphische Gestaltung:
3007.wien (dr.anaz/klocker)

MitarbeiterInnen 5. hilfe:
Michael Backmund, John Barker, Mike Hartwig, Tina Leisch, Stefan Nitsche, Jürgen Söder, Raul Zelik

Dank an:
Münir Derventli (Druck); Annette Müller (Repro); Jochen Fill (Fotos: Cover & S. 4-7); Netzwerk München

Anzeigen:
Tel. (089) 74 79 12 -78 (Fax :- 77)
Es gilt Preisliste Nr. 3 vom 1.5.97

Druck:
Druckwerk München

Vertriebsstellen in München:
Buchhandlungen:
Akadem. B., Leopoldstr. 11a
Basis, Adalbertstr. 41b-43
Büchergalerie, Ligsalzstr. 25
Büchergilde, Rumfordstr. 48
Buchh. Amalienstraße 67
Colibris, Leonrodstr. 19
Glockenbach, H-Sachs-Str.
Hueber, Amalienstr. 77-79
Sussmann's Presse am Hauptbahnhof, Ostbahnhof und Bahnhof Pasing
außerdem bei: Optimal, Infoladen, Kunstverein, Kunstraum, Sedan 20, Lebascha, Werkstattkino, Froh und Munter, Cafe Virus, K.O. Back, sowie an einigen Kiosken.

Vertrieb in anderen Städten:
Basel Brisantkiosk, **Berlin** b-boox, Schwarze Risse, **Frankfurt** Uni-Buch **Freiburg** Jos Fritz, **Göttingen** Rote Straße, **Hamburg** B. in der Osterstraße, Buchh. im Schanzenviertel, **Hannover** Internation.-Buchladen **Köln** Der andere Buchl., Infoladen **Mannheim** Stoffwechsel, **Marburg** Roter Stern, **Stuttgart** Infoladen Heslach, **Wien** Kolisch, Winter, Depot, Infoladen 10, Zentralbuchhdlg., **Zürich** Shedhalle

Netzwerk Selbsthilfe München e.V.

SynTAXA
Vierte Welt Kooperative
Radl-R
Gruppenpraxis
Café Schädel
Druckwerk
DFG/VK
Klartext
Ulenspiegel
basis-buchhandlung
SIAF
Frauenakademie
Frauengesundheitszentrum
Stattplan e.V.
Haidhauser Kistler
ZEF
K.O. Back
Mütterzentrum Sendling
Café Ruffini
ZAPF Transporte
Rockerbox
Münchner Umweltzentrum
Literaturbüro
Stadtratte e.V.
Frauenkoordination
Schönberger Gartenbau
Stattreisen München e.V.
Werkhaus
REA
AG SPAK
Sponton Medientechnik
Zeit, Schlacht & Raum
Holzkollektiv
Lebascha
WEN DO
Netz Bayern
TANDEMünchen
Gaststätte „Zum Kloster“
Werkkreis Literatur der Arbeitswelt
Super Nofa
Theater Stütze der Gesellschaft
Haidhauser Literaturwerkstatt
WEIBER-DIVAN
Schreinerei Steiger & Lankes
Medizinisches Informations- und Kommunikationszentrum
Ökumen. Büro für Frieden und Gerechtigkeit
Freies Homöopathisches Zentrum

Netzwerk München, Förderung selbstverwalteter Projekte,
Leonrodstr. 19, 80634 München, Tel 089 - 168116, Fax 089 - 13038974, Konto Postbank, Nr. 229977-805, BLZ 70010080